







Niederrheinische

Unterhaltungen.

Eine gemeinnützige

Monatsschrift.

fürs Jahr 1791.

(unvollst.)

Drittes Heft, März.

Wesel und Frankfurt

bei Fr. Jak. Röder und J. Joach. Kessler.

Von dieser periodischen Schrift wird monatlich ein Heft, vier Bogen stark ausgegeben. Der Preis für einen ganzen Jahrgang, ist 2 Rthlr. 6 Stüber, und wird erst beim Empfang des letzten Stückes im Dezember bezahlt. In Ansehung der Bestellungen kann man sich an jedes benachbarte Postamt, oder an einen der obgenannten Verleger in Wesel und Frankfurt wenden, welche so viel als möglich, für die postfreie Versendung sorgen werden. Beiträge erbittet man sich spätestens gegen den 3ten oder 4ten jedes Monats, und zwar unter der Adresse: An die Expedition der Niederrh. Unterhaltungen in Wesel.

85/02846

Z 999

I n h a l t.

	Seite
I. Carl Raymond di Bolagno	129
Eine Klostergeschichte. (Fortsetzung.)	
II. Menschenrecht und Menschenwürde.	148
Eine Supplik.	
III. Die Geburtstagfeier,	152
eine Idylle d. 22. Okt. 1783. von — — —	
IV. Ein fürchterlicher Kampf oder außerordentlicher Muth eines Amerikaner.	159
V. Einladung zum Beitritt zu der im Jahr 1791 in der Grafschaft Mark, sich vereinigten Gesellschaft, zur Beförderung des Seidenbaues.	163
VI. Der Gasthof von Bagdad, oder das Haus der Eire, von Hr Mallet in Genf	173
Aus dem Franz. übersetzt von der Gräfin v. von W. zu W.	
VII. Neuerer Nachtrag zu den Denkmählern großer Männer.	178
VIII. Zur Geschichte der Aufklärung neuerer Zeit.	180
IX. Wohlverdiente Ehre.	183
X. Ueber Reliquien.	184
XI. Der Tandango.	185
XII. Anekdoten.	189
XIII. Preisaufgabe	190

Niederrheinische

Unterhaltungen.

Eine gemeinnützige

Monatsschrift

fürs

Jahr 1791.

Wesel und Frankfurt

bey Fr. Jak. Köder und J. Josch. Köfler.

Z 999

LANDES-
UND STÄDT-
BIBLIOTHEK
DUSSELDORF

Niederrheinische Unterhaltungen

Eine gemeinnützige

Monatsschrift

fürs Jahr 1791.

Drittes Heft. Merz.

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DUSSÉLDORF

I.

Carl Raymond di Bolagno.

Eine Klostergeschichte.

Fortsetzung.

Ich war also jetzt wirklicher Canonicus regularis, und glaubte mich wenigstens so glücklich, als ich es meiner Meinung nach seyn oder zu werden hoffen konnte. Die Einförmigkeit und die Einschränkungen, die das Klosterleben mit sich führt, fühlte ich nicht; in meinem Seminarium war ich an weit größere gewohnt gewesen. Die Abhängigkeit, unter der ich hier stand, dünkte mir in Vergleichung mit derjenigen, unter der ich dort gelebt hatte, Freiheit zu seyn. Die Vergnügungen der Welt

N. U. I. Band. I kannte

379 2968

kannte ich nicht, ich fühlte also auch ihre Entbehrung nicht. Umgang mit Frauenzimmern hatte ich nie gehabt, und seit dem Tod meiner Mutter bis jetzt in mein siebenzehntes Jahr hatte ich kaum eine weibliche Stimme gehört; die Liebe oder die Neigung zum andern Geschlecht kannte ich also kaum den Namen nach, so daß auch von dieser Seite mir auch nie ein Gedanke einfiel, der mir meinen jetzigen Stand hätte verleiden können. Einige Rückerinnerungen aus den Scenen meiner Kindheitsjahre, begleitet von den Vorstellungen der glänzenden und prachtvollen Lebensart in dem Hause meiner Eltern giengen zwar bisweilen vor meiner Phantasie vorüber, aber diese Bilder lagen doch zu sehr in der Ferne, als daß sie nun noch einen bleibenden Eindruck auf mich hätten machen, und einen wirklichen Wunsch, lieber in der Welt zu leben, hätten können zur Reife kommen lassen.

Meine Zeit war regelmäßig in die Wahrnehmung meiner Ordenspflichten, in Studiren und in gesellschaftliche Unterhaltungen mit meinen Herren Confratern getheilt, und so floß mein Leben ganz einförmig, freilich ziemlich frei von Sorgen aber auch eben so leer an wirklichem Vergnügen und wahren Lebensgenuß verschiedene Jahre dahin.

Mit Freuden ergrif ich daher die erste Gelegenheit, die sich mir anbot, einst eine Reise zu machen, mit so großer Gefahr dieselbe auch verbunden war. In Rom hatte sich nemlich eine Epidemie verbreitet, die fürchterlich wüthete, und täglich viele Menschen wegraste. Sehr viele Geistliche daselbst hatten über ihrem Elfer, den Kranken zu assistiren, ebenfalls ihr Leben eingebüßt. Es wurden daher mehrere Klöster an verschiedenen Orten aufgefodert, aus ihrer Mitte Leute hinzusenden, um bei der sich täglich mehrenden Anzahl der Kranken, den dortigen Seelsorgern ihr Amt erleichtern zu helfen. Auch mir als dem jüngsten Priester in unsrer Abtey ward eben dieser Auftrag gegeben.

Ich kam glücklich in Rom an. Ich fand bei meiner Ankunft die Gefahr weit größer, als ich sie mir vorgestellt hatte. Man nannte die Krankheit, die hier grassirte, gradezu die Pest. Auch war derjenige Theil der Stadt, wo das Uebel wüthete, durch eine vorgezogene Mauer von dem übrigen Theil der Stadt abgesondert, und alle Gemeinschaft zwischen beiden abgeschnitten. Ich leugne nicht, daß ich bei Wahrnehmung dieser fürchterlichen Umstände heftig erschrock; bei meinem ersten Eintritt in den inficirten und abgesonderten Theil der Stadt, bei der Menge der Kranken, und dem Anblick der Leichen, die täg-

Ich beerdigt wurden, glaubte ich nichts gewisser, als auch bald hier mein Grab zu finden. Jedoch die feste Vorstellung, daß ich hier auf dem Weg meines Berufs wandele, und das Zureden der andern Geistlichen und Aerzte, die an diesem gefährlichen Ort mit mir sich in gleicher Lage befanden, gab mir wieder Muth, und half mir meine Furcht bald besiegen. Ich befolgte übrigens ganz genau die Vorsichtsregeln, die mir die Aerzte gaben, mich zu präserviren. Dieses, und meine eigene starke und gesunde Constitution, verbunden mit einer strengen Diät und der äussersten Sorgfalt für Reinlichkeit bewahrte mich nun auch glücklich vor den Anfällen, dieser Krankheit, wovon Vergleichungsweise nur wenige, die davon betroffen wurden, curirt wurden.

Uchtzehn Monate hatte ich an diesem gefährlichen Aufenthalt unter Kranken, Sterbenden und Leichen zugebracht, als das Uebel sich anfieng zu legen und endlich völlig gehoben ward. Ich kam gesund und wohlbehalten wieder zu Modena an, wo mich die meisten meiner Herren Confratern, die mich schon für verlohren geschätzt mit den herzlichsten Glückwünschen und sichtbarer Theilnehmung bewillkommten. Nicht so herzlich schien mir aber die Bewillkommung unsers Herrn Abts. Es kam mir vor, als ob er über meine Wiederkunft und glückliche Errettung aus einer

so augenscheinlichen Gefahr mehr Verwunderung als Freude blicken ließ. Da ich mir indessen nicht bewußt war, diesen Mann jemals beleidigt zu haben, noch ihm auf irgend eine Art im Wege zu stehen, so war ich geneigt, dies sein Betragen eher einer Art von natürlicher Unempfindlichkeit als einem persönlichen Widerwillen gegen mich zuzuschreiben. Ich beredete mich endlich selbst, mich in jener Deutung seines mir bewiesener Empfangs geirrt zu haben. Kurz ich vergaß diesen Umstand bald, und nachdem ich mich von der großen Reise erholt hatte, machte ich es mir zur Pflicht, einen Besuch bei meinem Wohlthäter, dem Marchese di Ferrari abzulegen. Da derselbe sich auf einem von Modena etwas entlegenen Landsitz aufhielt, so bekam ich die Erlaubnis zu diesem Besuch nicht eher, als bis unser Herr Abt zuvor an ihn geschrieben und ihn um seine Einwilligung befragt hatte. Diese blieb länger aus, als ich vermuthen konnte, welcher Umstand mich nicht weniger befremdete, als der, daß der Abt erst eine Anfrage um diese Einwilligung nöthig erachtet hatte.

Auch war die Art, wie ich bei meinem ehemahligen Vormund empfangen und aufgenommen wurde, nicht ganz so, wie ich erwartet hatte, sie war mehr zeremonienmäßig als freundschaftlich, mehr höflich als herzlich. Doch bald

gieng mir über alles dieses, was mir anfänglich unerklärlich war, ein schreckliches Licht auf.

Mein Vormund hatte an seinem Schloß eine Hauscapelle. Eines Tages las ich in derselben, wie gewöhnlich die Messe. Unter den Zuhörern, die theils aus den Domesticken, theils aus den Bewohnern eines nahegelegenen Dörfchens bestanden, bemerkte ich eine etwas bejahrte Frau, die mich die ganze Zeit der Messe über mit außerordentlicher Aufmerksamkeit betrachtete, und kein Auge von mir wegwandte. Nach geendigter Messe, als ich aus der Sakristey zurückkam, war sie allein in der Capelle zurückgeblieben, und indem sie mir den Ausgang vertrat, redete sie mich an: Ehrwürdiger Herr! verzeihen Sie meiner Neugierde: Sind Sie nicht Graf Carl's (So nannte man mich in meiner Kindheit) Raum hatte ich diese Frage bejaht als mir die Alte um den Hals fiel und mich mit ihren Rücken fast erstickte. Gottlob! rief sie unter Vergießung häufiger Thränen, Gottlob! daß meine Augen Sie noch einmal wiedersehen — Aber wer sind Sie dann? fiel ich ein. Wie! fuhr sie fort, kennen Sie mich dann nicht mehr? Aber du mein Gott! wie wollten Sie mich auch noch kennen, sind es doch mehr als dreißig Jahre, daß Sie mich nicht gesehen haben, Ich bin Ihre Nichte. Mehr als viele Hundertmable
haben

Haben diese meine Arme Sie getragen, haben Sie auf diesem meinem Schooß gelesen, an dieser meiner Brust gesogen, o wenn ich noch an die Zeiten zurück denke. — Aber mein lieber Graf Carl! sagen Sie mir: wie sind Sie um Gotteswillen doch dazu gekommen, geistlich zu werden? Was konnte Sie wohl in aller Welt auf die Gedanken bringen, da Sie der einzige Erbe Ihres Vaters, der einzige Stammherr Ihres Hauses sind, mit dem dasselbe nunmehr aussterben wird! — Die Anhänglichkeit dieser guten Frau rührte mich, und ich trug kein Bedenken, ihr geradezu zu gestehen, daß mehr noch die Nothwendigkeit als meine freye Wahl, daß mit einem Wort Mangel des Vermögens mich dazu veranlaßt habe — Wie! fiel sie mir in die Rede: Mangel des Vermögens? Freylich nachdem Sie alles weggeschenkt hatten — Aber warum thaten Sie das? Was konnte Sie doch in aller Welt dazu bewegen? Das, meine gute Mutter! erwiederte ich, ist so viel nicht gewesen; das reichte nicht hin, um in der Welt meinem Stande gemäß davon leben zu können. Was! fiel sie mir mit Hefigkeit ein: Nicht davon leben? Als ein Herzog hätten Sie davon leben können: Weiß Gott und die heilige Jungfrau! Bei einem solchen Reichthum, als Ihnen Ihr seel. Herr Vater hinterlassen hat, und den Sie nun aus Liebe zum geistlichen Stande an den Mar-

chese abgetreten haben, hätte so ein hübscher und vornehmer Herr wie Sie der noch dazu der einzige Stammherr ist, die schönste und reichste Herzogin in der ganzen Christenheit freyen und dann gewiß ein ganz andres Leben führen können, als das armseelige Leben ist, was Sie nun in Ihrem Kloster führen. Und das, fuhr sie fort, ist auch gewiß der Wille Ihres Vaters gewesen, der, Gott hab ihn seelig! Ihnen zu früh abgenommen worden ist, und der es wahrhaftig niemals würde zugegeben haben, daß sein einziger Sohn und der einzige Erbe seines Namens und seiner Güter sich in ein Kloster vergraben sollte. —

Im Anfang hielt ich das alles für leeres Geschwätz, aber wie ward mir zu Muth, als auf näheres Befragen die gute Amme mir betheuerte, der größte Theil des Reichthums, den der Marchese besäße, komme von mir her; das Schloß, worauf Sie Sich jetzt befinden, sagte sie, gehört Ihnen, das dabei liegende Dorf nebst allen dazu gehörigen Ländereyen gehört Ihnen; noch sechs andere größere und kleinere Güter, gehören Ihnen. Ich kan das ja fuhr sie fort, genau wissen, da mein seeliger Mann und nach dessen Tod mein Sohn, Ihr Milchbruder bei Ihrem seeligen Herrn Vater Rentmeister gewesen ist, und dieser mein Sohn eben denselbigen Posten
auch

auch noch jetzt bei dem Marchese bekleidet. Wenn Sie mir noch nicht glauben, setzen Sie hinzu, so kommen Sie den Nachmittag, wenn der Marchese seine Siesta (Mittagsruhe) hält, zu uns, da soll Ihnen mein Sohn seine Rechnungen zeigen, aus denen Sie genau sehen können, wie groß das Vermögen ist, das Ihnen Ihr Herr Vater hinterlassen hat.

Was bei Anhörung dieser Nachrichten in mir vorgieng, läßt sich schwerlich beschreiben; Es fiel mir auf einmal wie Schuppen von den Augen, ich sah nun ganz helle, daß ich betrogen, schändlich betrogen war. Ich folgte indessen uns mich völlig zu überzeugen, dem mir gegebenen Wink und begab mich nach Tische in die mir bezeichnete Wohnung meiner Amme, wo mir mein ehemaliger Milchbruder so wohl die von seinem Vater, als nachher von ihm selbst geführte Rechnungen vorlegte, woraus ich unwidersprechlich sahe, daß die Nachlässigkeit meines seligen Vaters so wie sich dieselbe bis zu meiner Großjährigkeit vermehrt hatte, und die nun der Marchese in Händen hatte, an liegenden Gründen und Capitalien ein Vermögen von mehr als 900,000 Studi ausmachte.

Ein trauriges Licht war mir jetzt aufgegangen; ohne Brille sahe ich nun, daß der, dem mein

Vater auf dem Sterbebette mich empfohlen und den ich bisher für meinen größten Wohlthäter gehalten hatte, ein Schurke war. Jetzt konnte ich mir's erklären, warum ich auf dem Seminarium so äusserst eingezogen gehalten worden war. Nun begrif ich, warum der Marchese mir unerfahrenen Jüngling die Vorzüge des geistlichen Standes so anschaulich zu machen gesucht hatte. Jetzt sahe ichs deutlich ein, westwegen il Signor Abbate ehemals, bevor ich Profeß that, so sehr darauf gedrungen hatte, mein Testament zu machen, und nun war mirs auch kein Räthsel mehr, westwegen er mir, als von einer Sendung nach Rom die Rede war, den Vorzug gab, und bei meiner glücklichen Wiederkunft aus einem mit der Pest angesteckt gewesenen Ort mehr Bewanderung als Freude über meine Errettung gezeigt hatte. Es war nun kein Zweifel, daß er nicht mit dem Marchese unter einer Decke gelegen und zur Begünstigung dieser verruchten Erbschleicherey mit ihm gemeinschaftliche Sache gemacht hatte. Ja die teuflische Bosheit dieses Mannes kam mir noch abscheulicher vor, als die des Marchese, da er, wie es jetzt offenbar war, mich bloß deswegen nach Rom geschickt hatte, damit ich daselbst mein Grab finden und dadurch die Entdeckung seines Schelmstücks für immer unmöglich gemacht werden sollte.

Was half mir indessen diese Aufklärung meiner Lage? Ich wäre in der That glücklicher gewesen, wäre ich in jener so lange genährten Unwissenheit geblieben, in der ich mich wenigstens nicht unglücklich fühlte. Nie hatte mich bisher die Welt gereizt, weil ich wußte, daß ich sie nicht genießen konnte. Jetzt quälte mich die Vorstellung, was ich bei dem Besitz meines rechtmäßigen Eigenthums für eine glänzende Rolle hätte spielen können; Nun bereute ich mein Gelübde, besaufzte meinen Priesterstand, und verwünschte das Klosterleben, das mir nun eben so sehr zur Last war, als es mir bisher angenehm geschiener hatte. Allein was war nun anzufangen? Der Rentmeister, mein Milchbruder meinte, und seine Mutter, meine Amme stimmte mit ein: ich müßte bei dem Heiligen Vater die Dispensation meines Gelübdes nachsuchen, und dann einen Rechtsstreit mit meinem gewesenen Vormund anfangen, um wieder in den Besitz meines väterlichen Erbes eingesetzt zu werden; Ersteres meinten sie, würde mir nicht leicht abgeschlagen werden, weil ich der einzige Stammherr meines Hauses sey, und das andere glaubten sie, können mir deswegen nicht fehlschlagen, weil ich ja die Acte über die Abtretung meines Vermögens theils in der mir vorsätzlich beigebrachten Unwissenheit über die wahre Beschaffenheit desselben, theils aber in meiner Minderjährigkeit, da ich noch nicht volle

volle siebenzehn Jahr alt gewesen, aufgestellt hatte.

So sehr nun auch diese Vorschläge meiner eigenen Neigung in meiner jetzigen Lage gemäß waren, so verhehlte ich mir doch die Schwürigkeiten und selbst die Gefahren nicht, die damit verbunden seyn könnten. Ich stellte mir vor, daß es mir, zumal da ich Priester war, so leicht nicht werden dürfte, die Dispensation meines Gelübdes zu erhalten. Ich konnte selbst um diese Dispensation nicht anhalten, ohne zu erwarten, daß von Rom aus gleich an die Abten würde rescribirt werden. Der Abt würde in diesem Fall gleich vermuthet haben, daß der mir von ihm und dem Marchese gespielte schändliche Betrug verrathen sey. Und was hatte ich nicht in diesem Fall zu befürchten? Hatte er sich schon, um der bloßen Möglichkeit einer solchen künstlichen Entdeckung vorzubeugen, kein Gewissen gemacht, mich an einen verpesteten Ort zu schicken, was würde er sich nicht bei der gewissen Besorgnis einer wirklichen Entdeckung erlaubt haben? Und was den Marchese betraf, so begrif ich gar zu gut, daß der von ihm so listig erfonnene und nun bis jetzt so glücklich vollführte Plan, mich um mein väterliches Erbe zu bringen, zu tief angelegt und nun schon zu weit gelungen sey, als daß er jetzt noch mit Ehren zurücktreten konnte.

te. War es nur einigermaßen zu erwarten, daß er jemals in die Wiedererstattung eines Vermögens willigen würde, das er nun schon so lange besessen hatte, und das er ohne Schande nicht zurückgeben konnte? Und was konnte ich, der ich keinen Freund, keinen Rathgeber, keine Fürsprache und kein Vermögen hatte, auch bei der gerechtesten Sache von einem Rechtshandel gegen einen Mann von dem Stande, dem Ansehn, dem Reichthümern und den mächtige Connexionen des Marchese hoffen, der gewiß alles in Bewegung zu setzen wissen würde, um einen so armseligen und ohnmächtigen Gegner, wie ich war, auf einmal niederzuschlagen — und wohl gar aus dem Wege zu räumen.

Ich zeigte alle diese Schwürigkeiten und Besorgnisse meinen beiden Vertrauten an, die sie ebenfalls gegründet fanden. Da übrigens auch die Sache zu wichtig war, um auf der Stelle einen Entschluß fassen zu können, so ließ ich es jetzt dabey bewenden, daß ich beiden die strengste Verschwiegenheit einschärfte, mir von meinem Milchbruder eine Abschrift eines genauen Inventariums über meine elterliche Nachlassenschaft geben ließ, und eine sichere Gelegenheit zu einem geheimen Briefwechsel mit ihm verabredete.

Der fernere Aufenthalt auf dem Landsitz des Marchese war mir von nun an unerträglich. Wie konnte

konnte ich wohl in der Gesellschaft eines Mannes ausdauern, den ich bisher für meinen Wohlthäter gehalten hatte, und jetzt für den Stifter meines größten Unglücks erkannte. Um indessen keinen Verdacht zu erregen, zwang ich mich, die ganze Zeit auszuhalten, die ich in der Abtey zur Dauer dieses Besuchs angegeben hatte, und war nun herzlich froh, als ich in dieselbe zurückkehrte.

Hier fieng ich nun mit aller Müße und aller Sammlung meiner Gedanken an, zu überlegen, was für mich am rathsamsten sey. Die vorhin erwähnte Schwürigkeiten kamen mir je mehr ich drüber nachdachte, immer größer und wichtiger vor. Ich überzeugte mich immer mehr, daß schon der erste Schritt, den ich thun würde, um mein väterliches Erbe zu reclamiren, mein Leben in Gefahr bringen und dem Abt, oder dem Marschese oder beiden zugleich eine Lösung seyn würde, mich aus dem Wege zu räumen, wozu es in Italien eben nicht vieler Umstände bedarf. Das Resultat meiner Ueberlegungen war also dieses, daß ehe und bevor ich den geringsten Schritt zu jener Absicht thun dürfe, ich vor allen Dingen auf die Sicherheit meiner Person bedacht seyn müsse, die ich aber durchaus in nichts andern als in einer weiten Entfernung finden konnte. Aus der Abtey weg zu kommen, hätte nun freylich keine große Schwürigkeiten; aber wo dann
weiter

Welter hin? War dieser Schritt einmal gethan so dürfte ich mich in ganz Italien nicht mehr für sicher halten, zumal da ich dann doch, wollte ich einen Rechtsstreit gegen den Marchese anfangen, meinen Aufenthalt, wäre es auch in dem entlegensten Winkel dieses Landes gewesen, nicht verbergen konnte. Deutschland schien mir in jeder Rücksicht zu meinem Vorhaben die sicherste und bequemste Zuflucht. Nicht nur meine Kenntniß der deutschen Sprache, sondern auch die Vorstellung in der Familie meiner seligen Mutter, wenn noch jemand davon am Leben sey, Protection zu finden machte meinen Entschluß für Deutschland fest.

Ich begrif aber leicht, daß es die größte Unbesonnenheit seyn würde, eine so weite Reise auf ein Gerathewohl und ohne die nöthigen Vorbereitungen anzutreten, und daß ich eben wohl drauf bedacht seyn müste, mich in den Gegenden wo ich hingedachte, um Freunde und Bekannte zu bewerben, als auch dafür zu sorgen, daß es mir nicht an Gelde fehlte. Da ich immer an eine sehr mäßige und eingezogene Lebensart gewohnt gewesen war, so hatte ich noch in keinem Jahr die Zinsen meines Patrimoniums völlig verbraucht, sondern noch jedesmal übrig gehalten. Die Zeit über, daß ich in Rom gewesen war, hatte ich ebenfalls für mich keine
Aus

Ausgaben gehabt, und die in dieser Zeit verfallene Zinsen kamen ganz zu meinen vorigen Ersparnissen. Uebrigens traf ich mit meinem Milchbruder die nötigen Anstalten, und gab ihm die erforderlichen Vollmachten, um durch einen guten Freund, den er in Venedig hatte, mein dort in der Bank stehendes Capital auf den ersten Wink einzuziehen zu lassen, so daß ich, was den Punkt des Geldes betraf, keine Ursache zu haben glaubte, verlegen zu seyn.

Schwüriger war der Umstand, Einkundigungen von der Familie meiner verstorbenen Mutter einzuziehen. Ich schrieb indessen auf ein Gerathewohl nach Dresden, gab eine sichere Adresse an, damit die Antwort schlechterdings in keine andere als in meine Hände kommen konnte, und mein Milchbruder sorgte dafür, daß der Brief erst an einem weit von Modena entfernten Ort zur Post gegeben wurde; ich erhielt aber keine Antwort. Mittlerweile ich noch vergeblich auf diese wartete, führte mir das ungefähr eine Bekanntschaft zu, die mir zu meinem Vorhaben ungemein zuträglich schien. Ein durchreisender Fremder begehrte, unsre Abtey zu besuchen. Da es ein Deutscher war, erhielt ich, wie allzeit in diesem Fall, den Auftrag, den Cicerone zu agiren. Der Fremde unterhielt sich mit mir, während ich ihn in der Abtey herumführte auf eine so freundschaftlich

freundliche und einnehmende Art, daß er mein ganzes Zutrauen gewann. Zu meiner äußersten Freude vernahm ich bald von ihm, daß er ein Protestant sey. Ich sagte ihm, daß ich die Protestanten liebte und schätzte, denn meine Mutter sey auch eine Protestantin gewesen. Kurz, da mir der Mann außerordentlich gefiel, da er mir nützlich seyn, und übrigens schlechterdings kein Interesse dabey haben konnte, mich zu verrathen, so ließ ich mir sein Ehrentwort zur Versicherung seiner Verschwiegenheit geben, und nun entdeckte ich ihm, daß mein ganzer Beruf zum Geistlichen Stande sich lediglich auf eine mir gespielte schändliche Verrätheren gründe, wobei mein Herr Abt selbst eine beträchtliche Rolle gespielt, daß dieses mir gegen den geistlichen Stand einen so unauslöschlichen Widerwillen eingeflößt habe, daß ich jetzt mit nichts anders umgehe, als demselben je eher je lieber zu entsagen, daß ich mich in dieser Absicht natürlich an keinen Katholiken anvertrauen dürfe, sondern nothwendig zu Protestanten meine Zuflucht nehmen müsse, u. s. w.

Ich hätte mich in der That an niemand besser wenden können, als an diesen Mann. Er hörte mich mit vieler Theilnehmung an, und machte mir begreiflich, daß meine Entweichung größere Schwierigkeiten habe, als ich mir selbst nicht vorgestellt hatte. Aber er gab mir auch, als ich

demohngeachtet fest auf meinem Vorhaben beharrte, gute Anschläge, diese Schwürigkeiten zu überwinden. Unter andern gab er mir verschiedene Adressen an einige seiner Freunde und besonders an einige protestantische Geistliche in seinem Vaterland, in der Pfalz, mit denen ich mich in Correspondenz einlassen, ihnen meine Lage und mein Vorhaben offenerzig entdecken und mit denselben die Art meines Fortkommens überlegen sollte, an welche er nun auch mit der ersten Post selbst ausführlich schreiben wollte, und bei denen ich, wenn mein Vorhaben gelinge, wenigstens für die erste Zeit Aufnahme, Rath und Unterstützung, und für die Zukunft Empfehlung und thätige Hülfeleistung zur ferneren Ausführung meines Zwecks finden könnte, damit ich nicht, wenn ich nun auch glücklich über die Gränzen Italiens gekommen sey, als ein ganz verlassener Flüchtling ohne alle Stütze, ohne alle Bekanntheit und Empfehlung herumirren müste.

Ich sah diesen Mann als einen mir vom Himmel zugesandten Engel an, und benutzte die mir von ihm gegebenen Anweisungen aufs sorgfältigste. Mein Briefwechsel mit den mir zugewiesenen Freunden in der Pfalz wurde glücklich und mit der größten Sicherheit ins Werk gerichtet, und länger als ein ganzes Jahr mit eben der Sicherheit fortgesetzt. Der Plan zu meiner Flucht war endlich

endlich durch diese Correspondenz vollkommen ins Reine gebracht, und alle nöthige Veranstellungen und Verabredungen dazu so vorsichtig getroffen, daß bloß mögliche aber ganz unwahrscheinliche Zufälle abgerechnet, die Fehlschlagung unmöglich schien. Ein junger Gelehrter aus der Pfalz, der ohnehin eine Reise nach Italien machen wollte, und dazu mit den besten Pässen und Empfehlungen versehen war, hatte es auf sich genommen, mich auf seiner Rückreise in seiner Gesellschaft mitzunehmen. Alles benötigte zu meiner Verkleidung, so wie auch einen in der Pfalz ausgefertigten bündigen Reisepaß für mich, in welchem ich ebenfalls für einen Deutschen unter einem andern Namen ausgegeben wurde, wollte er mitbringen. In Modena sollte er gleich nach seiner Ankunft krank werden, und dann den Zuspruch eines Geistlichen, der die deutsche Sprache verstehe, Legehren, da es dann gewiß war, daß kein andrer als ich zu ihm gerufen werden würde, und wir dann mit der größten Leichtigkeit, Tag, Stunde und Ort, wo ich zu ihm kommen, und mich gleich mit ihm in den Wagen setzen sollte, verabreden konnten.

Der ganze Plan war meiner Meinung nach so unvergleichlich angelegt, daß mir auch nicht der geringste Zweifel noch Besorgnis gegen die glückliche Ausführung desselben einfiel. Die Wichtig-

feit, mit der die Correspondenz von statten gegangen war, war mir auch ein Beweis ihrer untrüglich gebliebenen Geheimhaltung. Zu desto größerer Vorsichtigkeit hatte ich einen jeden Brief, den ich erhielt, sobald ich ihn gelesen hatte, verbrannt, und aus dem letzten, den ich aus der Pfalz erhalten hatte, war ich gewiß, daß auch der letzte, den ich dorthin geschrieben hatte, so wie alle vorher gegangene, richtig angekommen war.

Es fehlte nun nichts mehr, als die Ankunft meines Erretters, wobon mir die ohngefähre Zeit ebenfalls schon gemeldet war, und ich sahe nun dem Tag meiner Erlösung mit freudiger und vänglicher Erwartung entgegen, als mir auf einmal — man denke sich meinen Schrecken — Arrest angekündigt, ich auch auf der Stelle eingekerkert und die Thüre von aussen verriegelt ward.

(Der Beschluß im nächsten Heft.)

II.

Menschenrecht und Menschenwürde.

Eine Supplik.

Auch schon als Muster einer bündigen Supplik verdienendachstehender Aufsatz eine etwas allgemeinere Be-

Famnt-

Kanntmachung. Denn auch ohne in den sonst gewöhnlichen Kanzleystyl eingekleidet zu seyn, v reinigt diese Bittschrift doch alle diesem Styl sonst eigene Vorzüge der Deutlichkeit, Kürze, Bestimmtheit und Gründlichkeit. — Auch der Inhalt ist merkwürdig, er interessirt die Menschheit und giebt insbesondere Stof und Veranlassung zu manchen lehrreichen und erbaulichen Betrachtungen über Menschenrechte und über eine und andere nicht ganz unwichtige dahin gehörige Fragen, z. E. ob und in wiefern diese Menschenrechte, die freylich von Natur allen und jeden Menschen gemein sind, nicht eine Ausnahme und Veränderung leiden, wenn von Menschen in ungleichen Ständen und Verhältnissen, z. B. von einem Menschen zu Pferd und einem andern zu Fuß die Rede ist — Ein sehr intrikat scheinender Casus, in dessen Beurtheilung und Entscheidung ich hies dem Nachdenken der Leser nicht vorgreifen will — Uebrigens enthält diese Bittschrift manches, das man sonst eben in einer Bittschrift nicht zu suchen pflegt, unter andern elnige sehr sündliche und deutliche Winke, deren Wahrheit man so recht fühlen kan, und die vielleicht eben bewegen, weil ihre Wahrheit gar zu einleuchtend ist, um so weniger — wie dies dann das Schicksal mehrerer Wahrheiten zu seyn pflegt — beherzigt werden. — d.

Hochwürdigster, Durchlauchtigster Erz-
bischof und Kurfürst, gnädigster Herr!

Ungestrafte Verbrechen haben immer böse Folgen. Ich hatte am vorigen Donnerstag mei-

nes Tages Last getragen. Meine mit Steinen beladene Pferde, Karren giengen auf dem breiten Steinwege vor dem St***thore ruhig fort, und ich müde und matt, ein paar Schritte hinterher, weil ich mir eben eine Pfeiffe Tabak gestopft, und hiezu das Feuer von meinem Cameraden bekommen hatte. Da kam auf dem Fußpfade neben der Straße, in einem Zwischenraum von mehr als 10 Schritten von meiner Karre, müßig daher geritten Hochdero Ober****meister, Freiherr von und zu ****. Ich wollte so eben vor ihm den Hut abziehen, als er mit einem spanischen Peügel einen Streich über Kopf und Rücken mir so ablangte, daß ich zu seinem Glück auf einige Augenblicke meines Daseyns vergaß, — einen Streich, der bei jeder Erinnerung mir noch bis in die Seele wehe thut, und den ein jeder Mann mit mir fühlen muß, der in sich den Werth eines freyen Menschen fühlt. „ Kerl! warum bleibst du nicht bei deiner Karre? “ — „ Ew. Excellenz würden einen Bürger so ungestraft nicht geschlagen haben, als einen Bauer “ erwiderte ich; und er machte sich spornstreichs aus dem Staube.

Diese in den Gesetzen so hoch verbotene Mißhandlung eines hiesigen Bürgers, diese Störung der öffentlichen Sicherheit geschah im Angesicht eines Haufens Leute, und es läßt sich ohne Beleidigung

leidigung nicht wol denken, daß dieser Vorfall der Wachtsamkeit der hiesigen Polizey bis hiehin nicht bekannt worden sey. Wäre ich der Thäter gewesen: ich hätte den nemlichen Abend Haus und Hof, Frau und Kinder verlassen oder in den Turm spazieren müssen; und zehn Richter wetteiferten schon Amtshalber, um mir mein Urtheil zu machen und mich zum abschreckenden Beispiel an Leib und Gut zu strafen, obschon ich als ein gemeiner Mann eher Schonung verdient hätte, als einer von jener Classe, die durch edlere Erziehung gebildet, auch edler handeln müssen.

Nun aber sehe ich diejenige, die auf derley Art die Straßen unsicher machen, zur Schande der heiligsten Gesetze, nicht allein ungestraft, sondern so gar im Gefolge desjenigen, dem ich Schatz und Simpeln dafür zahle, daß Er mein Vermögen und meine Person, nicht bloß gegen meines gleichen, sondern jedermänniglich gesetzmäßig sichern, und den Schutz der Gesetze, den Niedern so wie den Höhern ohne Unterscheid angedeyhen lasse.

Ewr. Kurfürstl. Durchl. bitte ich daher unterthänig, in Befolg des gnädigen Edicts vom May 1789, den Beklagten ad Summariam persönlich abzuladen, und mir die gesetzmäßige

Genugthuung gnädigst angedeihen zu lassen; fort
 hierbei gnädigst zu erwägen, daß wenn dieser Fall
 auch ganz ungestraft bleiben sollte, es manchem
 aus dem Civilstande einfallen könnte, diejenige
 Hülfe, die er gegen die Höhere in den Gesetzen
 nicht mehr findet, künftig in seiner angebohr-
 renen Stärke zu suchen. *)

Concept Falkenstein

Untertänigster

in der Sache sei-

nes Bruders.

Andreas Falkenstein.

III.

Die Geburtstagfeier

eine Idylle.

den 22ten Octob. 1783.

— — — — — Und wist ihr was Schöneres,
 Als die ruhige Hoheit des stillen, verborgenen Lebens,
 Wo der Friede, mit seinem beständig grünenden Dehlzweig
 Eingang und Ausgang krönt, wo Unschuld und himmlis-
 sche Liebe

Alle Tritte mit ihren heiltriehenden Flügeln bedecken?

Bodmer.

Still und verborgen, wie die Weilchen im Thal,
 lebten Palämon und Daphne den Winter
 ihrer

*) der Kurfürst hat eine Commission ernannt, die Sache
 zu untersuchen.

ihrer Tage. Zwar hatte das Alter ihre Stirnen gefurchet und Silberhaar umwallte schon ihre Scheitel; aber ihre Herzen waren noch offen für des Lebens schuldlose Freuden. Denn früh hatten sie der Unschuld und Tugend gehuldigt und nimmer ihr Gelübde gebrochen. — Ehmahls hatten drei Kinder das Glück ihres Lebens erhöht; jetzt waren nur Amyntas und Lykon die Stützen ihres Alters. Leukothea, die einzige, inniggeliebte, verblühte schon im Lenz ihrer Jahre, wie eine Rosenknospe welkt, vom jähen Sturm gebrochen.

An einem heitern Herbstmorgen, saß Pafamon auf seinem Lager. Sechszundsiebzig Sommer hatte der Greis schon erlebt, und heute kehrte der Tag seiner Geburt zur neuen Feier zurück. Mit Inbrunst hob er seine Hände gen Himmel und dankte dem Vater des Schicksals für die zahllosen Bonnen, die er genossen, und auch für die mannigfaltigen Leiden, die er, ohne Murren, erduldet hatte. Innerer Friede war über sein Antlitz verbreitet; an seinem Busen ruhte die treue Gefährtin seines Lebens; sie hielt ihn mit ihren Armen umschlungen, und Thränen der Borne flossen in die Thränen des Dankes.

Aber unvermuthet ertönt eine sanfte Musik und unterbricht ihre Gefühle. Die Thüre der

Hütte öfnet sich, und, festlich geschmückt, treten Amyntas und Lykon mit ihren Gespielen herein. Hand in Hand umringen sie Palämons Lager und singen mit vereinter Stimme:

„Hoch entzückt uns des Lenzes Erwachen,
doch höher die Feier des festlichen Tages, der
heut uns strahlt! Er gab den thätigsten Hirten
der Flur, den zärtlichsten Gatten der Gattin,
den wärmsten Freund jedem edlen. — Feiert!
feiert die Wiederkehr des festlichen Tages! Mit
danken beginne die Feier, die Feier ende mit
danken! “

So sang der Chor der Mädchen und Jünglinge. Aber Amyntas tritt jetzt aus ihrer Mitte und an seiner Hand das schönste Mädchen der Flur. Sie nahen sich Palämons Lager und Amyntas spricht:

„Zahllos, mein Vater, zahllos, wie die Aehren unsrer Felder und die Perlen des Thau's sind die Wohlthaten, die ich von dir genoss. Dankbarkeit war auch immer die Empfindung, die an diesem Tage mein Herz vor allen übrigen füllte, und die sich schon oft in die jugendlichen Lieder ergoß, die ich dir bei seiner Feier weihte. — Dir thätiger zu danken, hab' ich immer gewünscht, aber nie vermocht. O mögte mir dieses heute gelin.“

gelingen, wie unaussprechlich würde die Feler dieses Festes dadurch erhöht werden! — Ich weiß es, mein Vater, nie hat ein Schmerz die heifere Thränen entpreßt, als da Leukothea starb, Leukothea die Einzige, Janigstgeliebte! O! wenn ich dir heute diesen Verlust, auch nur zum Theil ersetzen, wenn ich für die zahllosen Freuden, die du mir schuffst, nur diese einzige dir heute wiedergewähren könnte, — Vater, besser Vater! wie festlich würde dann der heutige Tag gefeiert! Vielleicht kann ich es — Namenlose Wonne schwillt bei diesem Gedanken meine Brust! — — Ja, ich kann es gewiß mein Vater, wenn du hier Chloë, diese liebenswürdige Gespielin meiner Jugend, an Leukoth. as Stelle, zu deiner Tochter aufnehmen willst. Liebe hat unsre Herzen unauflöflich verwebt. Ich habe Chloë ewige Treue geschworen und Sie ist bereit jede Freude, jedes Leid mit mir zu theilen. Hältst auch du sie nun für würdig dir eine zweite Leukothea zu seyn, o, mein Vater! dann gieb uns heute deinen Segen; dann versiegle heute den Bund unsrer Liebe und weihe dadurch diesen Tag zum doppelten Feste! " —

" Ja gieb uns deinen Segen, " unterbrach ihn Chloë, und nezte Dalämons Rechte mit ihren Thränen, — " gieb uns deinen Segen. Laß mich von heut' an deine Tochter werden und
dann

Dann lehre meinen Amyntas und mich, wie wir auf Erden so glücklich werden können, als Palämon und Daphne. "

„Wie ihr mich überrascht, meine Lieben! — sprach Palämon — „Dank, innigen Dank für die Freude, die ihr mir heute schaft! — Ja, liebe Chloë, du sollst meine Tochter, du sollst meines Amyntas Gattin seyn! Längst hatt' ich euch schon für einander bestimmt; aber dreimal gesegnet sey der Tag, an welchem sich eure Herzen durch eigne Wahl verbanden! Liebt euch, und seyd glücklich! Wollt ihr aber das Glück in vollem Maaße genießen, dann laßt Tugend und Weisheit die Bande eurer Zuneigung seyn. Schönheit des Körpers ist nur eine geruchlose Blume, die zu oft schon vor dem Abend dahinwelkt, und thöricht handelt der, der seine Liebe bloß auf sie gründet. Nur Tugend währet ewig, und Liebe, die das Schöne der Seele zur Stütze hat, macht die Liebenden im Winter ihres Lebens eben so glücklich, ja oft noch glücklicher, als sie im Lenz desselben waren. — Lernt euch mit wenigem begnügen, dann bedürft ihr keiner Schätze, um zufrieden zu seyn. Wählt Fleiß und Genügsamkeit zu Gefährtinnen eures Lebens; sie werden euch unerschöpfliche Goldgruben anzeigen, aus denen ihr täglich mehr graben könnt, als die Befriedigung eurer Bedürfnisse heischt — Fliehet Pracht

Pracht und Verschwendung und meidet die rauschenden Ergößungen, die nach dem Genuße nur eckeln. Sucht das Vergnügen da wo ihr es ewig finden könnt: bei den stillen häuslichen Freuden, bei den Freuden des Gatten, des Vaters, der Mutter, bei den Freuden der Freundschaft und des Wohlthuns, und bei dem Genuß der schönen Natur. Aus diesen nie versiegenden Quellen könnt ihr stündlich schöpfen und euch doch nie sättigen. — Dies sind die wenigen Lehren, die ich euch heute geben kann. Wenn ihr diesen nur folgt, dann werdet ihr gewiß ruhig und zufrieden leben, und dann wird auch mir, wenn ihr einst am Abend meiner Tage, die brechenden Augen mir zudrückt, das Andenken an diesen Tag Labung und Trost seyn, dann werd' ich, mit sterbenden Lippen, diese Stunde noch segnen, in welcher ihr mir eine so herzerhebende Freude bereitet. "

" Folgen, mein Vater, unterbrach ihn Amyrtaß und Chloë, — folgen wollen wir deinen Lehren. Dies schwören wir dir bei unsrer Liebe, bei diesem festlichen Tage! die Götter sind Zeugen unsers Schwures! " — —

" Nun, so thau' dann der Segen dieser Götter mit jedem Morgen auf euch und eure Fluren! " — Dies sagte der Greis und legte seine
 zitternd

zitternden Hände auf die Häupter der Liebenden.
Da begann von neuem der Chor:

„ Herrlich! Herrlich ist die Feier des doppelten Festes! — Götter, erfüllt die Wünsche des Waters, die Wünsche der Kinder! Strömt neues Leben in die Adern des Greises, und laßt, alliebende Götter! laßt auf Amynthas und Chloë des Waters Segen und Geist ruhn. Dann leben diese beglückt, dann kann am Anschau'n des Glückes der zärtliche Vater sich weiden und so den süßesten Lohn für seine Tugenden erndten. — — Herzentrückend ist sie, die Feier des doppelten Festes! — Oft noch kehre dieser Tag zur neuen Feier uns wieder! Oft noch sehe Palämon, am Busen der glücklichsten Mutter, den lallenden Enkel ihn feiern! — Immer beginnt dann die Feier mit danken und endet mit danken. “

„ So sang das Chor; aber Palämons Herz zerfloß in sanfte Wehmuth! Eine stille Zähre glänzte in seinen grauen Wimpern und sprachlos streckte er beide Arme den Liebenden entgegen; und diese sanken, trunken von nieempfundener Seligkeit an seinen Busen, schmiegte ihre Wangen an die seinigen und opferten tausend Thränen des Dankes und der Wonne dem Schöpfer der Menschen und ihrer Freuden.

— — m.

IV.

Ein fürchterlicher Kampf

oder

aufferordentlicher Muth eines
Amerikaners.

Daß der Mensch viel vermag, daß er selbst unglaublich scheinende Dinge ausrichten kan, beweiset folgende Anekdote, die wir aus den bekannten lettres d'un Cultivateur Americain genommen haben, deren Zuverlässigkeit auch dadurch bestätigt wird, daß sie nicht allein in die Barbadische Zeitung sondern auch von Schlözer, nur mit einigen Nebenumständen in die von ihm herausgegebene Erdbeschreibung von Amerika aufgenommen worden ist, der sich zugleich zum Beweis ihrer Glaubwürdigkeit auf Hughes Naturgeschichte von Barbados beruft.

Ein Bostonisches Schiff hatte sich auf der Rhede von Barbade vor Anker gelegt. So bald es an dem Seil befestigt war, warfen sich einige von dem Schiffsvolk ins Wasser, um sich durch baden zu reinigen und zu erfrischen; die andern aber stiegen auf die Segelstangen und auf den Mastkorb, um von allen Seiten Achtung zu geben, daß auch in der Gegend kein Hayfisch, oder Meer-

Meerwolf wäre. Einige Augenblicke nachher wurde Lärm gemacht, denn es näherte sich ein Unthier von ungeheurer Länge, dessen Schwimmsflosse über dem Wasser hervorragte, in welchem er eine ordentliche Furche machte, — und alle kamen sie eilends zurück.

Da das gefräßige Ungeheur seinen Raub fliehen sah, fuhr es wie ein Pfeil durch die Wellen, und war auch in demselben Augenblick da, als der letzte Matrose von seinen Kameraden schon halb in die Chaluppe gezogen war. Noch ergriff ihn das Ungeheur von hinten und biß ihn bei den Hüften rein ab. Nur ein Augenblick früher; so war der Unglückliche noch gerettet. Das Blut strömte von ihm. Man brachte ihn zwar an Bord, aber er lebte keine Viertelstunde mehr.

Binnen dieser Zeit sahe Emanuel Parody der so wie der Unglückliche aus der Stadt Dartmouth im Staat der Massachusetts-Bay war, seinen Kameraden und Landsmann beständig von der Seite mit unverwandten Augen an. — Die Hände zusammengeslagen und niederhangend rief er, da er ihn den letzten Seufzer thun sah, voll Wuth aus: „Ezechiel ist tod, und dieser Höllenteufel „da hat ihn getödtet.“ Hierauf lief er fort, stieg auf die Zwischenbrücke, ergrif ein großes Messer, und wezte es auf des Zimmermanns Schleif-

Schleiffstein. Was willst du machen? fragte dieser: Meinen Kameraden rächen, antwortete er im Ton der Kühnheit und Kaltblütigkeit eines selbstständigen und entschlossenen Muths — Gleich nachher stieg er auß Berdeck, entkleidete sich ohne ein Wort zu sagen, und stürzte sich ins Meer, ehe man das mindeste von seinem Vorhaben vermuthen konnte.

Das hungrige Ungeheuer, das noch in der Gegend des Schiffes umher spielte, merkte ihm sogleich, schwamm aber, wie es diesen Fischen in der Art ist, anfänglich langsam. Das Schiffsvolk hielt seinen Kameraden für verlohren und erhob das schrecklich Zetergeschrey. Allein Emanuel, dem dieser Streit mit einem Hayfisch nicht der erste war, sparte seine Kräfte, hielt sein Messer in bereitshaft, blieb unbeweglich, und erwartete mit einer fast unbegreiflichen Kaltblütigkeit das auf ihn zukommende Ungeheur; in dem Augenblick aber, da dieses den Rachen öfnete, tauchte er unter, und kam erst zehn Klafter weit davon wieder zum Vorschein.

Nun schwamm er ganz langsam im Zirkel um das Thier herum, und suchte ihm in die Flanken zu kommen. Der Hay schäumte vor Wuth, und bäumte sich seines Raubes gewiß, wobei er sich etwas auf die Seite legen mußte — denn

die Kehle dieses Thiers liegt so weit von der Nase, daß es nichts fassen kann, ohne sich umzukehren — dies war der Zeitpunkt, den der unerschrockene Matrose erwartete. Er nahm nun alle Gegenwart des Geistes, alle seine Kraft, der ein schwacher Sterblicher unter solchen Umständen fähig ist, zusammen, und — stieß ihm das Messer in den Leib, so tief er konnte.

Der Rachen des Ungeheuers mit einer dreifachen Reihe von Zähnen schloß sich; die heftigen Bewegungen die er nun mit seinem schrecklichen Schwanz machte, brachte das Element, worin er schwamm, zum Schäumen, und er verfolgte seinen Raub nicht weiter. Allein dies war für die Rache Emanuels noch nicht hinreichend. Wie eben der Geschwindigkeit, wie der Fisch selbst, schwebte er bald hier bald dorthin, und gab seinem Feind inzwischen immer neue Stiche. Schon fährte sich das Meer mit seinem Blut. Seine Bewegungen wurden immer schwächer, endlich rollte er sich zusammen, schwamm oben und war todt. Dieser außerordentliche Kampf hatte ohngefähr sieben Minuten gedauert — Wie verwandelte sich nun das Schrecken und die Angst des ganzen Schiffsvolks in das lauteste Freudengeschrey. Einer bemühte sich vor dem andern, dem Sieger an Bord zu helfen, und jeder schätzte sich glücklich, der Kamerad eines Helden zu seyn.

der

der Muth genug hatte, ein solches Ungeheuer in seinem eigenen Element anzugreifen und zu besiegen — So bald der Fisch auf die Brücke gewunden war, hieb ihm der Sieger den Kopf ab, riß ihm den Bauch auf, holte das abgebissene und verschlungene Stück seines Kameraden heraus, und setzte es wieder an den übrigen Theil seines Leichnams an, damit er doch ganz begraben werden könnte.

V.

Einladung zum Beitritt

zu der im Jahr 1791 in der Grafschaft
 Mark, sich vereinigten Gesell-
 schaft, zur Beförderung
 des Seidenbaues.

Auf besonderes Verlangen, welchem bei einem so rühmlichen, achtpatriotischen und nuzbaren Zweck die Herausgeber der N. N. gern ein Genüge leisten, eingerückt.

Der Seidenbau hatte bis auf die Zeiten, des höchstseligen Königs Friedrichs des zweiten, in den westphälisch, Preussischen Provinzen, sehr geringe Fortschritte gemacht. An einigen Orten

waren zwar Maulbeerbäume gepflanzt, weil man aber bei Ziehung und Wartung derselben nicht die gehörige Ordnung beobachtet, auch der siebenjährige Krieg sie sehr vermindert hatte, mithin wenige laubbar waren, konnte der Seidenbau selbst noch nicht betrieben werden. Der Inspektor des Waisenhauses zu Soest, Wenckel, wurde durch die Königliche Belohnungen, welche des jetzt regierenden Königs Majestät, Friederich Wilhelm II. denen Seidenbauern versprochen, und durch das Beispiel anderer Preussischen Staaten, worin in einem Jahre vierzehn tausend Pfund Seide gewonnen worden, ermuntert, ebenfalls Versuche anzustellen, ob nicht in unsern an Fruchtbarkeit die meisten übrigen Preussischen Provinzen weit überwiegenden westphälischen Gegenden, dieser so nützliche Zweig der Industrie, ohne Nachtheil des Ackerbaues, könne befördert werden, und sein erster Versuch, gelang so glücklich, daß die baare Einnahme für die in einem Jahre gebaspelte reine Seide, bis hundert Reichsthaler betrug, und die eingezogenen Bescheinigungen, bezeugten die vorzügliche Güte dieser Seide, so das sie der besten Piemontesischen Art, gleich geschätzt wurde. Sein Unternehmen fand den Beifall, und die gnädige Unterstützung, des größten patriotischen Beförderers des Seidenbaues, in den Preussischen Staaten, Sr. Excellenz des Herrn geheimen Staats-Ministers Grafen von Herz-

Herzberg. Sr. Königliche Majestät Allerhöchst
 Verordnete Immediat-Seidenbau Commission ließ
 hierauf auch, der Inspektorin Wenckel, auf Kö-
 nigliche Kosten, zu Magdeburg im Abhaspeln der
 Seide, nach der besten Methode, Unterricht er-
 theilen, und dem Inspektor Wenckel wurde die
 allgemeine Aufsicht, über die Pflanzung der
 Maulbeerbäume, und den Seidenbau im Herzog-
 thum Cleve, und der Grafschaft Mark aufgetra-
 gen, auch er hiez zu als Plantagen- und Seidenbau-
 Inspektor, mit einem jährlichen Gehalt bestellt, in
 welcher Qualität er nun jährlich diese Provinzen
 bereiset, die Kultur der Maulbeerbäume beobach-
 tet, für die Zieh- und Wartung der Maulbeer-
 bäume im Saamenbete, in der Schule und im
 Freien, und für die Beförderung der Verpflan-
 zung junger Bäume sorget, so wie er dann auch
 die Pflicht auf sich genommen hat, diejenigen,
 welche die Seidenbaukultur von Anfang bis zu
 Ende lernen wollen, hierin unentgeltlich zu
 unterrichten.

Alle diese vorläufige Bemühungen, und der
 höhere Beifall, den sie erhielten, erweckte dann
 bald mehrere Lust, zum Betrieb des Seiden-
 baues, und brachten einige patriotische Freunde
 im Hamm, Soest, und in der Nachbarschaft
 auf dem Gedanken, sich zu einem gemeinschaftli-
 chen Zweck zur Beförderung des Seidenbaues zu

vereinigen, und nach dem Beispiel so mancher in andern Staaten schon vor Jahren errichteten patriotischen Societäten, auch eine ähnliche, auf die Beförderung des Seidenbaues abzweckende Anstalt, zu gründen. Der Vorschlag fand bei vielen um das Wohl des Vaterlandes verdienten Männern Eingang, es wurde auf den 7. Nov. v. J. hieselbst zu Soest, durch den Herrn Krieger und Domainen-Rath von Rheden, einen ihrer ersten Beförderer, eine Versammlung veranstaltet, und an diesem Tage, unterzeichneten nicht nur verschiedene aus Soest, sondern mehrere auswärtige Mitglieder den Vorschlag zu einem jährlichen Geldbeitrag, und verbanden sich, den Seidenbau nicht nur thätig zu betreiben, und praktisch zu zeigen, wie derselbe auch neben dem Ackerbau mit Nutzen, könne behandelt werden, sondern auch zugleich andere Mitbürger zum emsigen Betrieb des Seidenbaues zu ermuntern, und ihnen durch künftige Erfahrungen und Entdeckungen der bisherigen Hindernisse desselben, willig die Hand zu bieten. —

So entstand also unsere in der Grafschaft Mark sich vereinigte patriotische Gesellschaft zur Beförderung des Seidenbaues.

Projektmacherei und Eitelkeit sind nicht selten Fehlgriffe, in die eine Societät dieser Art leicht
ver-

verfällt; Fehlgriffe, durch deren Vermeidung sich ächter Patriotismus von patriotischer Schwärmerei, so wie vernünftige und stille Wirksamkeit für das gemeine Wohl, und wäre es auch nur einer der geringsten Zweige desselben, von vertrauter Verbesserungssucht unterscheidet.

Der Zweck unserer Gesellschaft sollte nicht seyn, sich auf leere weit aussehende Unternehmungen, einzulassen, sie wollte blos durch eigenen praktischen Betrieb des Seidenbaues, die Möglichkeit und Nützlichkeit desselben in den westphälischen Staaten zeigen, um dadurch auch andere zu ähnlichen Versuchen zu ermuntern; sie wollte viele noch nicht bekannte Vortheile, bei Behandlung der Pflanzung der Maulbeerbäume, und bei dem Seidenbau auffuchen, mittheilen, und ihre Mitbürger aufmerksam darauf machen; über die Mittel, den bisher dem hiesigen Seidenbau, und insbesondere der ordentlichen Anpflanzung, der Maulbeerbäume entgegengestandenen Hindernissen abzuhelfen, Untersuchungen und Veranlassungen befördern, dadurch zu näheren Versuchen einzelner oder mehrerer Privatmänner den Weg bahnen, und inländischen Fleiß im Seidenbau zum Wettstreit mit dem auswärtigen aufmuntern. Ihr Zweck sollte auch mit seyn, nützliche Vorschläge durch praktische Versuche zu beleuchten, und über die Anwendbarkeit derselben, in Rücksicht auf

Local-Verhältnisse und Local-Schwierigkeiten, nähere Untersuchung und Prüfung, näheres Abwägen, von Gründen und Gegengründen zu veranlassen, auch den Seidenbau in hiesiger Provinz, so allgemein wie möglich zu verbreiten. Dieses ohngefehr sind die Absichten, die die Gesellschaft sich zum Zweck gesetzt hat, dieses sind die Grundsätze deren Befolgung sie sich zur Regel machen wird, und die Zukunft soll entscheiden, in wie weit sie einen Theil, dieses vorgesezten Zweckes, erreicht.

Nicht alle, die Patriotismus und Neigung zur Beförderung des Seidenbaues haben, haben indessen Zeit und Gelegenheit den Seidenbau selbst, als ein eigenes Geschäft zu betreiben, wenn sie auch gleich Kenntnisse und guten Willen genug besitzen, zur Beförderung und Ausbreitung des Seidenbaues das Ihrige beizutragen.

Dieses hat die ersten Stifter unserer Gesellschaft bewogen, dieselbe in zwey Klassen einzutheilen.

Die erste Klasse, deren Mitglieder aber auch zugleich Mitglieder der zweiten Klasse sind, treiben den Seidenbau selbst, als ein eigenes Geschäft.

Dieselbe besteht aus achtzehn Mitgliedern, und sind derselben ein beständiger Direktor, wozu der Herr Krieger, und Domainen-Rath von Rheden im Hamm erwählet ist, und ein zweiter Direktor, wozu der Herr Doctor Juris Spener ernannt ist, welcher aber jährlich abwechselt, und auch die Hauptklasse der Gesellschaft hat, vorgefetzt. Das Sekretariat bei dieser Klasse, verwaltet jetzt der Herr Justiz-Asessor zum Berge in Soest. Die Mitglieder dieser Klasse theilen sich wiederum in die zu Soest und zu Hamm, weil die an jedem Orte anwesende den Seidenbau besonders gemeinschaftlich daselbst betreiben.

Die zweite Klasse hat darin mit der ersten gleichen Endzweck, alles den vorerwähnten Grundsätzen gemäß, zur Beförderung und möglichsten Ausbreitung des Seidenbaues, in unsern westphälischen Gegenden beizutragen, auch zu dem Ende die Anpflanzung der Maulbeerbäume, an allen schicklichen Orten ihres Distrikts, bestmöglichst zu befördern, und hierüber den Herrn Direktoren der ersten Klasse, zweckmäßige Vorschläge zu thun.

Das beständige Direktorial über diese Klasse, hat der Herr Burgermeister Möller in Lippstadt, wie auch der Herr Krieger, und Domainen Rath Meier zu Brockhausen übernommen, und die so

wie der Herr Krieges- und Domainen-Rath von Keden alle diejenigen, welche dieser unserer Gesellschaft beizutreten Lust haben, von der innern Einrichtung derselben, ihren Grundgesetzen und dem Verhältniß der Mitglieder beider Klassen, unter einander, welche hier anzuführen, zu weitläufig seyn würde, näher zu unterrichten, so bereit als willig sind.

Der gegenwärtige Aufsatz hat indessen nur zum Zweck alle wahre Patrioten zur Theilnahme an unseren so gemeinnützigen Bemühungen, und zu Mitgliedern der zweiten Klasse, unserer Gesellschaft, auf das feierlichste hiedurch einzuladen, und insbesondere alle Obrigkeiten in hiesiger Provinz zu ersuchen, ihres Orts alle Mittel anzuwenden, die nur auf Beförderung des Seidenbaues, abzuwecken, und viele ihrer Mitbürger, zum Beitritt zu unserer patriotischen Gesellschaft zu bewegen.

Das Zutrauen, welches verschiedene unserer Mitbürger zu unserem gemeinnützigen Absichten gesetzt haben, und der willige Beitritt so vieler wohlgesinnter, wodurch dieses Zutrauen bestätigt ist, rechtfertiget diesen unsren Schritt, hinlänglich, und die Erwägung, daß wir gemeinnützige Absichten zu verantworten haben, soll uns dann gegen das Mißtrauen, die Gleichgültigkeit
und

und dem Tadel anderer, schadlos halten. Die Beförderung und Ausführung unserer guten Absichten, wird aber von dem kräftigen Beystande unserer patriotischen Mitbürger, die wir hiezu dringend einladen, abhängen. Sie bedürfen keiner Aufmunterung mehr.

Es ist überflüssig, noch des gnädigen Beifalls zu erwähnen, den die Stiftung, dieser unserer Gesellschaft, bei der Königlichen Immediat. Seidenbau-Commission, und derselben höchstverehrenden Chef des Herrn Staats-Ministers Grafen von Hertzberg Excellenz, unter Hochdessen Schutz dieselbe zu stehen, das Glück hat, gefunden, und der gnädigen Ausdrücke, die Hochdieselben über unsere Absichten, schon geäußert haben. Es ist überflüssig hier anzuführen, daß hochgedachte Königliche Commission, die ersten Stifter unserer Gesellschaft, Herrn Kriege- und Domainen-Rath von Reden, und den Plantagen- und Seidenbau-Inspector Herrn Wenckel, zum Zeichen Hochders Wohlgefallens, jeden mit einer silbern Seidenbau-Medaille, in den gnädigsten Ausdrücken, beschenkt haben.

Wie sollten wir also wohl befürchten, daß unsere Landesleute, nicht zum Beitritt zu unserer Gesellschaft willig seyn, und der Erwartung, die man höhern Orts, von ihrem Eifer hegt, wenig Genüge

Genüge thun würden? Nein, die Stimme des Vaterlandes ist hierzu schon kräftig genug —

Lassen Sie uns also, edle Mitbürger, dieser Stimme des Vaterlandes, auch diesen Zweig der Industrie, den Seidenbau, zum Besten desselben nicht unbenutzt zu lassen, sondern möglichst zu betreiben, folgen.

Bald müssen wir recht viele Mitglieder zur Beförderung unserer Absichten zählen! Und ein glücklicher Erfolg, müsse dann unsere Bemühungen zur Freude unseres Monarchen belohnen.

Hamm und Soest den 5. Merz 1791.

Direktoren und Mitglieder der Märkischen vereinigten patriotischen Gesellschaft zur Beförderung des Seidenbaues.

von Reden. Spener. Moeller. Meier.
zum Berge. Terlinden. von Viebahn.
Locholl. Wenckel. Rumpf. v. Kloster
Abtissin zu Rentrop. von Wolfransdorff.
Ribbentrop. Kühlenthal. Pistor. Vorster.
Anschel Hertz. Pusch. Brinckmann.

VI.

Der Gasthof von Bagdad,

oder das Haus der Ehre, von Herr
Mallet in Genf.

Aus dem Franz. übersetzt von der Gräfin

S. von W. zu W.

Bagdad, wo der Beherrscher der Glaubigen, der mächtige Harun Al. Raschid, und seine Geliebte die Sultanin Scheherazade, diese unerschöpfliche Erzählerin, den angenehmsten, geschmackvollsten, und prächtigsten Hof hielten, war deswegen und wegen seines Handels und seiner Lage am Euphrat, und weil es die Residenz der Kalifen war, der Sammelplatz der Nationen und die Hauptstadt des Orients.

Zu den besuchtesten Caravanserail dieser prächtigen Stadt gehörte ein anmuthiges und zierliches Haus, mit der luxuriösesten asiatischen Ueppigkeit möblirt und in der Mitte eines weitläufigen und schönen Gartens gelegen. Ein freundliches Wäldchen von Feigenbäumen und hohen Platanen, das ein silberheller Bach durchschlängelte, umschattete es. Oben herab von diesem Gebäude übersah man ganz Bagdad. Hier erblickte man

den

den Bazar, (Marktplatz) ganz mit Krambuden bedeckt, in welchen die kostbarsten Produkte des Morgenlandes, Perlen, Edelgesteine und die reichsten Stoffe ausgelegt waren. Dort zeigten sich dem Auge die fruchtbaren Ufer des Euphrats, und aus der Ferne her die Ruinen jenes alten Babylons, dessen hangende Gärten die Träume der Dichter und die Wunder der Feen in Wahrheit zu verwandeln schienen.

Nicht jeder Ankömmling durfte dieses Gebäude, in vier Zimmer • Reihen getheilet und alle nach den verschiedenen Jahreszeiten gelegen und möbliret, beziehen. Der Wirth hatte sich zum Gesetz gemacht, es nur dem Vornehmsten der Fremdlinge zu überlassen, welchen Neugierde, Interesse, oder das Verlangen sich zu Unterrichten nach Bagdad lockte.

In dem nehmlichen Tage kamett einst ein Deutscher, ein Sineser, ein Türcke und ein Römer an. Der Deutsche, stolz ein Graf des heil. römischen Reichs zu seyn, noch mehr aber seiner zwei und dreißig Ahnen wegen sich brüstiend, die ihm den Eintritt in alle Stifter der Welt verschaffen konnten, behauptete, daß der Wirth des Caravanserais ihm, seines hohen alten Adels wegen, diesen Beweis des Vorzugs nicht versagen könne.

Ist's nur das, was dich zu diesem Anspruch berechtiget, sagte ihm der Sineser, so mögen diese zween Fremdlinge entscheiden, welcher von uns beiden das meiste Recht auf diesen Vorzug habe. Du zählst zwei und dreißig Ahnen, und ich habe deren nicht weniger. In Europa aber adelt oft das Verdienst des Vaters, und noch öfter Gunst und Geld Nachkömmlinge, die stolz dieses Vorzugs genießen, und sich auch nicht die geringste Mühe geben ihn zu verdienen. In Sina hingegen hat derjenige, welcher dem Staate treulich gebienet, das Vergnügen seine Vorfahren zur Belohnung geadelt zu sehen. Ich bin Mandarin vom Militär, (Mandarin d'épée) weil ich dem Kaiser von Sina in einer Schlacht das Leben gerettet habe, hat die Nation meine Vorfahren geadelt; aber meine Kinder haben keinen Theil an dieser Ehre.

Ich würde glauben, erwiederte der Türke, dem Sinesen den Vorzug lassen zu müssen, wenn ich nicht selbst ihn verdiente. Ich erhielt den Adel weder von meinen Vätern noch von meinen Kindern, und doch bin ich als Bezir der erste Adliche des Reichs nach dem Sultan. Freilich, verlohre ich morgen meine Stelle, so dürfte ich eben so wenig Ansprüche auf Adel machen, als der unterste Postangi seiner Gärten oder der letzte Eunug seines Serails: aber so lange ich Bezir bin,

bin, bin ich der Erste des Staats, und keiner von euch, glaube ich, kann mir den Vorrang streitig machen.

Nur ich kann es, sagte der römische Prinz, der bisher geschwiegen hatte. Meine Vorfahren waren jene alte Beherrscher der Welt, wovon der niedrigste Bürger mehr als Königsrang hatte, und sie zählten mehr Bilder in ihrer Familie, als die eurigen Ahnen zählen. Das Wort Bild scheint euch fremd zu seyn? Es bezeichnete bei dem republikanischen und königlichen Volke, wovon ich abstamme, eine Art Adel und gehörte mit zu seinen Vorzügen. Ein jeder römischer Bürger, den die Stimmen seiner Mitbürger zur Rathswürde erhoben hatten, hatte auch das Recht seine Statue verfertigen zu lassen und aufzustellen, und meine Vorfahren sahen deren mehr als zwei und dreißig in ihrer Gallerie.

Ich gestehe, sagte der Wirth, der in einer Ecke des Saals bis jetzt diesen stolzen Streit, ohne ein Wort zu sagen, mit angehört hatte, daß dieses prächtig klingende Titel für eure Vorfahren sind. Aber ich muß auch gestehen, daß ich sehr verlegen bin, wenn unter euch vieren der Vorzug gebühret. Wenn ich euch rathen darf, so überlasset die Entscheidung diesen drei Kaufleuten von Bassora, die zugleich mit euch in dieser
Gast-

Gasthof eingelehret sind; und mit besondrer Aufmerksamkeit euch angehöret haben.

Diese drei Kaufleute, selbst dem Wirthe unbekannt, waren der Kalife Harun, sein Großvezier Siabar, und Mesrur der Befehlshaber der Berschnittenen, welche sich alle drei verkleidet hatten, um zu erfahren, was in der Hauptstadt vorfiel.

Harun nahm das Wort und sagte zu den vier Fremdlingen: höret auf, ihr Herren, über den Adel zu streiten. Er ist eine Gabe des Zufalls, ein eitler und eingebildeter Vorzug, doch nicht bei dem Muselmanne und Sinesen. Dieser Vorzug gründet sich auf ein eben so unvernünftiges als ungerechtes Vorurtheil; denn die Ehre ist kein Erbgut. Um euch zu beruhigen, so nehme ein jeder von euch, da doch dies Haus in vier Theile abgetheilt ist, einen Flügel für sich. Die Menschen werden alle gleich geböhren. Der Weise muß dem den Vorzug geben, der die meisten Verdienste besitzt, und der Wirth — dem, der ihn am besten bezahlt.

VII.

Neuerer Nachtrag
zu den Denkmählern großer Männer.
(Siehe erstes Heft vom Januar No. III.)

Se. Excellenz der Herr Staatsminister von
Zeiniz hat unterm 8ten des vorigen Mo-
nats folgendes bekannt machen lassen: „ Se.
Königliche Majestät wollen zufolge einer unter
dem 3ten vorigen Monats an mich erlassenen
höchsten Cabinetsordre, dem höchstseligen Könige
Friedrich II. gloriwürdigen Andenkens eine Statue
equestre en bronze hier errichten lassen; und ha-
ben mich zu dem Ende allergnädigst aufgefordert,
höchstdenenselben zweckmäßige Zeichnungen und
Modelle dazu vorzulegen. Ich mache solches da-
her den sämtlichen einländischen Herren Künst-
lern hiedurch öffentlich bekannt, und fordere sie
im Namen Sr. Majestät auf, zu diesem Monu-
ment, binnen hier und spätestens den letzten April,
eine mit allem Fleiß angefertigte, und des hohen
Begenstandes würdige Zeichnung oder ein Mo-
dell, zur weitem Beförderung an Se. Königl.
Majestät bei mir zu übergeben. Nach Sr. Kö-
nigliche Majestät höchsteigener Vorschrift soll
I. der große Friedrich bloß in seiner eigenen
Person ohne alle Attribute, mit der möglichsten
Würde

Würde und Simplizität, in einer einfachen Römischen Friedenskleidung, wie die Statue des Marc Aurel und des großen Churfürsten Friedrich Wilhelm, mit einem Lorbeerkranz auf dem Haupte, und die rechte Hand ausgestreckt, sein Volk segnend und beschützend, auf einem schönen Preussischen ruhig fortschreitenden Pferde sitzend, dargestellt werden.

2. Wollen Sr. Königliche Majestät in Ansehung der Aehnlichkeit, daß so viel möglich das Porträt Friedrichs II. welches der Herr von Knobelsdorf gemahlt hat, dazu benutzt werde, und der verwittibten Königin Majestät haben sich höchstgnädig erklärt, solches denen, die eine Zeichnung oder Modell verfertigen wollen, auf der Akademie vorzeigen zu lassen.

3. Das Monument soll auf einem ganz einfachen, aus dem festesten einländischen Steine verfertigten Piedestall, vor dem Eingänge zu den Linden, dergestalt aufgerichtet werden, daß es zwischen dem Palais des Prinzen Heinrich Königl. Hoheit und dem Opernplatz die Mitte einnimmt und die Statue mit dem Gesicht nach dem Schlosse zu hingerichtet ist. Von dem edlen Patriotismus der einländischen Herren Künstler darf ich sicher erwarten, daß sie, ohne erst durch einen bestimmten Preis aufgemuntert zu werden, von selbst und von der unauslöschlichen Liebe für den großen König beseelt, alle ihre Kräfte aufbieten werden, um zu Verewigung des unvergeßlichen

Friedrichs das höchste Ideal der Vollkommenheit zu liefern; doch kan derjenige Künstler, der die beste Zeichnung oder das beste Model liefert, wornach das Monument ausgeführt werden kan, sicher darauf rechnen, daß er dafür von Sr. Königl. Majestät königlich belohnt werden wird.
Berlin den 8ten Febr. 1791.

Freiherr von Heiniz,

VIII.

Zur Geschichte der Aufklärung neuerer Zeit.

Nachstehende Theses, welche in Prag bei Gelegenheit, daß einige Zöglinge des ehemaligen Generalseminariums die theologische Doctorwürde annahmen, öffentlich vertheidigt wurden, verdienen als Beläge zu dem daselbst herrschenden Grade der Aufklärung und Publizität eine etwas ausgebreitete Bekanntmachung. Herr Miks, ein Prämonstratenser und öffentlicher Professor der Pastoraltheologie vertheidigte nebst andern folgende Sätze öffentlich:

No. 3. Die Quadragesimalfasten kann nicht unter die Apostelanstalten gerechnet werden; auch
ist

ist dieselbe nicht am Ende des vierten Jahrhunderts in der Christl. Kirche gesetzmäßig eingeführt worden.

No. 15. Wer durch die dämonische Leute im Evangelio nicht etwa Personen versteht, die von bösen Geistern besessen waren, sondern solche, die von dieser oder jener Krankheit geplagt waren, kan darum keiner Ketzerey beschuldigt werden.

No. 20. Die christliche Moral verbietet auch die entbehrlichen Vergnügungen nicht — sie können so gar, wenn sie übrigens nicht übel, sondern in der That nützlich und auf eine rechtmäßige Art erworben und angestellt sind, unter die Gott gefällige Handlungen gerechnet werden.

No. 22. Das Gesetz des Evangeliums gebietet, daß man die Anhänger einer jeden andern Religion nicht hassen, sondern vielmehr lieben soll. Deswegen widerspricht die sogenannte politische Toleranz den Grundsätzen des Christenthums nicht.

No. 31. Die Bischöfe haben ihre Gewalt unmittelbar von Gott.

No. 32. Deswegen üben sie das Kirchenregiment nicht kraft eines vom Pabst entlehnten, sondern kraft ihres eigenen Rechts aus.

No. 33. Es ist also kein Grund vorhanden, warum sie von den Vertheidigern der Canonum nicht wieder in diejenige Rechte, die sich das Primat zugeeignet hat, sollten können eingesetzt werden.

No. 30 Gäbe irgend eine Person vor, sie wäre vom Teufel besessen, so hat der Seelsorger dieselbe nach dem oben ausgesetzten Satze No. 15 zu betrachten: Und wenn schändliche Gewinnsucht oder andere unedele Absichten zum Grunde liegen, gegen dieselbe das Amt der Zurechtweisung zu führen: Wo hingegen die Ursache in einer zerütteten Phantasie liegt, die mitleidenswürdige Person einem geschickten Arzte zu überlassen, in keinem Fall aber den Exorzismus über sie zu sprechen.

No. 48. trägt auf die Abschaffung des Exorzismus bei der Taufe an.

No. 50. Es ist für den Seelsorger nicht unanständig, wenn er wenigstens die Anfangsgründe der Heilkunde inne hat, um bei dem hilflosen Kranken in gewissem Betrachte und in gewissem Grade die Stelle des Arztes vertreten zu können. Die seligen Früchte einer solchen geleisteten Hülfe müssen ja von selbst den Seelsorger hierzu aufmuntern.

IX.

Wohlverdiente Ehre.

Unter dem löbl. Kurmainzischen Infanterie Regiment von Knorr, zu Erfurt welches von seinem jetzigen Befehlshaber durch fleißige Kriegsübungen, so wie durch menschenfreundliche Behandlungen des gemeinen Mannes, bei sorgfältiger Disziplin, in eine musterhafte Verfassung gesetzt ist, befindet sich ein Gefreiter, welcher 51 Jahre dient, ohne je eine Regimentsstrafe erhalten zu haben. Gewis eine Seltenheit! Diesen Mann stellte neulich der allgemein verehrte Herr General und Kommandant der Festung, Freiherr von Knorr dem ganzen Regimente, das er deswegen ausdrücken ließ, als ein Muster vor, lobte den Rechtshaffenen wegen seines Wohlverhaltens, und umarmte und küßte ihn vor der ganzen Fronte. Welch Soldatenherz muß hier nicht seinem General eine Thräne der Freude geweiht haben? Noch nicht genug: der Herr Kommandant lud den würdigen Alten auch noch nebst dem ganzen Offizierkorps zur Tafel ein, und als ein Offizier die Frau Generalin aus ihrem Zimmer abholen und in den Speisesaal führen wollte, bedankte sie sich mit vieler Höflichkeit, und sagte, sie habe schon ihren Führer. Der brave Gefreite

hatte die Ehre, seine Frau Generalin zur Tafel zu begleiten. Dasselbst unterhielt man sich mit ihm auf das freundlichste, und am Ende wurde er vom Herrn General so wohl, als von dessen Gemahlin ansehnlich beschenkt. Dieser getreue Mann heißt: Heinrich Benderhof, in Settern^o beim bei Frankfurt gebürtig, gieng 1739 in die Kurmainzischen Kriegsdienste, ist 69 Jahr alt, und thut seine Dienste noch so unverdrossen fort, wie zuvor.

X.

Ueber Reliquien.

Ein guter Mann Küster zu Rl*** in Schlessen bei dem ich im Jahre 1778 im Quartier lag, besuchte gegen mich im vertraulichen Gespräche, die vielen menschlichen Zusätze seines Glaubens, und da ich bei diesem Anlaß ihm die Verse, ich erinnere mich nicht gleich des Verfassers, vor sagte:

— Drauf ging der Prior mit mir weiter
 Und blieb bei einem Schranke stehn,
 Und zeigte mir, ein Stückchen von der Leiter
 Die Jacob einst im Traum gesehn.

versicherte er mich, daß da er einst in Begleitung eines fremden Dohmherrn den Breslauer Dohm besah, auch eine Feder vorgezeigt worden, welche der Engel Gabriel bei Ankündigung der Empfängniß der Maria, aus dem Flügel verlohren habe!!!

v. d. R.

XI.

Der Sandango.

Ein spanischer Nationaltanz. Er wird immer nur von zwei Personen getanz. Ausländer erstaunen, wann sie ihn sehen, und doch macht er sie zu Narren. So bald man ihn bei einem Balle zu spielen anfängt, werden alle Gesichtszüge belebter. Die dabei stehenden, denen Alter oder Stand am meisten gravitatisch zu seyn befehlen, können sich doch kaum enthalten, ihn mitzumachen.

Man erzählt als Anekdote, der römische Hof sey verdrüsslich darüber gewesen, daß man in einem, der Reinigkeit seines Glaubens wegen, bekannten Lande nicht schon lange den gottlosen Sandango abgeschafft habe, und habe daher be-

schlossen, ihn förmlich in den Bann zu thun. Ein Consistorium versammelt sich; der Proceß des Sandango wird in den Weg Rechtsens eingeleitet; schon ist es an dem, daß ihm der Bannfluch zuerkannt werden soll, als einer von den Richtern die vernünftige Bemerkung macht: man müsse Niemand unverhört verurtheilen. Seine Bemerkung wird vom Collegio gebilligt. Es muß so gleich ein spanisches Paar auftreten, das unter musikalischer Begleitung alle Grazien des Sandango seinen Richtern zeigt. Die Strenge der Archonten hält diesen Beweis nicht aus. Ihre finstere Gesichter erheitern sich, sie stehen von ihren Sizen auf, ihre Kniee und Arme bekommen ihre Jugendkraft wieder, kurz der Saal des Consistorii wird ein Tanzsaal, alles tanzt mit, und der Sandango wird losgesprochen.

XII.

Neues Mittel gegen den Biß toller Hunde.

Unter allen bisher gegen dies fürchterliche Uebel bekannt gewordenen — und noch immer nicht allgemein als zuverlässig befundenen Heilmitteln ist wohl keines, das so einfach, und zugleich so leicht zu haben und anwendbar wäre, als nach-

sehen^r

stehendes, welches den Königlichen Pohlischen Hofrath und Leibmedicus den Herrn Dr. C. J. de Moneta in Warschau zum Erfinder hat, der dasselbe bereits vor mehreren Jahren in einem besondern pohlischen Traktätchen, das in kurzem drei verschiedene Auflagen bekam, bekannt gemacht hat. Nicht nur der Name und Stand dieses Mannes, sondern auch die uneigennützigte Bemühung, dieses Mittel auch ausserhalb Pohlen zu verbreiten, bürgt schon sehr für die Zuverlässigkeit desselben; noch mehr aber diese seine öffentlich ausgestellte Versicherung, daß das von ihm gebrauchte Mittel noch nie seine Wirkung verfehlt und daß er selbst in Zeit von 16 Jahren acht und neunzig von tollen Hunden gebissene Personen gänzlich damit curirt hat, ohne einen einzigen zu verlihren. Dieses Mittel und die dabei zu beobachtende Gebrauchsmethode besteht kürzlich in folgendem.

1. So bald jemand gebissen wird, soll er Erde, Staub, Sand, Roth, Tabak, was er zuerst haben kan, auf die Wunde legen, das Speichelgift einzusaugen.

2. Soll er die Wunde mit Essig auswaschen, und Essig mit Butter beständig überschlagen, bis die Wunde heilet, den Rest kan er mit einer Bleisalbe, oder auch Fichttalg heilen.

3. In:

3. Innerlich soll er gleichfalls Bieressig mit Butter ein halb Ebeeköpfchen voll des Tages nehmen. Kindern giebt man 1 bis 2 Eßlöffel voll, auch viermal, welches wenigstens 2 Wochen muß fortgesetzt werden. Auch nachher wird noch eine Weile täglich eine Portion Essig genommen.

4. Ueberlassen ist nicht anders nöthig, als bei sehr vollblütigen Personen, oder wo der Schrecken üble Zufälle ereignet; alle andere Operationen, auch Bäder kan man sicher weglassen.

5. Das Fleisch muß man anfänglich meiden, und nur von Legümen und Zugemüse leben. Alle hitzige Getränke sind höchst schädlich. Alle starke Gemüthsbewegungen, Zorn und Schrecken können in diesem Zustand auf der Stelle tödlich werden. Starke Leibesbewegung, Erhizung, Sonnenstrahlen sind gefährlich, für welches alles man sich noch manche Zeit zu hüten, wenn man gleich glaubt, schon ganz sicher zu seyn. Eben diese Vorschriften hat man beim Vipern und Otternbiß auch aufs genaueste zu beobachten; dagegen aber kann man auch versichert seyn, in kurzer Zeit unfehlbar gesund zu werden, ohne je üble Folgen zu befürchten zu haben.

XII.

Anekdoten.

Als der König Gustav Adolf von Schweden mit seinem Heere in Raumburg einrückte; lief ihm das Volk haufenweise entgegen, empfing ihn mit einem lauten Freudengeschrey, warf sich vor ihm nieder, und drängte sich zu ihm, um nur seine Stiefeln zu küssen. Gustav hatte großes Mißfallen an diesem Betragen, und sagte zu seinem Hosprediger Fabricius: „Unsere Sachen stehen auf einem guten Fuß; allein ich fürchte, daß Gott mich wegen der Thorheit des Volks strafen werde. Hat es nicht das Ansehen, daß diese Lente mich recht zu ihrem Abgott machen? Wie leicht könnte der Gott, der sich den Eifersüchtigen nennt, sie sowohl als mich selbst empfinden lassen, daß ich nichts als ein schwacher sterblicher Mensch sey! Großer Gott, du bist mein Zeuge, wie sehr mir dieses alles mißfällt. Ich überlasse mich deiner Vorsehung. Ich hoffe, du werdest es nimmer zugeben, daß das angefangene gute Werk der Befreyung deiner Kirche unvollendet bleibe.“

*

*

*

Kollin, Rector der Universität zu Paris und Professor der Beredsamkeit am königlichen Collegio,

gio, war eines Messerschmidts Sohn. Er schämte sich aber nie seiner Herkunft, sondern erinnerte sich derselben vielmehr so oft, als sich ihm dazu eine Gelegenheit zeigte. Als er einmal in einem vornehmen Hause mit dem P. Poulouzat speisete, bat man diesen, ein Stück Wildpret zu zerlegen. Da nun Kollin sah, daß das Messer des Zerlegers nicht schneiden wollte, sagte er: „Mein Vater, nehmen Sie mein Messer. Es ist besser. Ich verstehe mich darauf, denn ich bin eines Messerschmidts Sohn.“

* * *

Agatokles, Sohn eines Töpfers, ward König von Sicilien. Er wollte sich auf seiner Tafel keiner andern als irdenen Gefäße bedienen, um, wie er sich dessen mehrmals äußerte, seines ersten Standes immer eingedenk zu bleiben.

XIII.

Preisaufgabe.

Unter den bei der Königlichen Landesregierung zu Cleve eingereichten Abhandlungen zur Beantwortung der im Jahr 1788 aufgeworfenen Preisfrage:

„Wel-

„ Welches sind die schicklichsten Arbeiten,
 „ womit in Cleve und Mark die Armen
 „ auf allgemeine Kosten beschäftigt werden
 „ können, und wie lassen sich solche am
 „ besten zur Erreichung des Endzwecks
 „ anwenden? *)

ist diejenige, welche mit dem Motto bezeichnet war: So jemand nicht will arbeiten, der soll auch nicht essen; für die zweckmäßigste befunden, und demzufolge dem Verfasser derselben, dem Herrn Prediger Triesch zu Xanten der Preis zuerkannt und ertheilt worden.

Um nun den Hauptzweck bei jener Preisaufgabe nemlich die Versorgung der Armen durch nützliche Beschäftigungen, um so viel sicherer zu erreichen, wird nochmals dieselbige Preisfrage, jedoch mit der näheren Bestimmung aufgeworfen:

Daß die Beantwortung derselben aus der Erfahrung eines oder des andern Arbeits- oder Armenhauses mit Exempeln verschiedener wirklich schon mit Nutzen eingeführten Arbeiten bestätigt würde.

Zu

*) Siehe Niederrh. Unterhaltungen vom Jahr 1788
 Monat August No. 7.

Zu dem Ende wird abermals ein Preis von 100 Rthlr. in Friedrichsd'or für denjenigen ausgesetzt, welcher vorgemeldte Preißfrage gegen Ostern 1792 am zweckmässigsten beantwortet, und zugleich durch Erfahrung nachweist, daß diese oder jene Arbeit in einem oder dem andern Arbeitshause in den Provinzen Cleve und Marl am vortheilhaftesten für die Arbeiter und für die Provinz selbst befunden worden, und ob, und welcher Gestalt der Zweck noch besser erreicht werden könnte.

Zu dem Ende wird jedem, der sich von dem in der Stadt Cleve angelegten Arbeits- und Verpflegungs-Hause, und von den Armen-Anstalten Kenntniß erwerben will, freigestellt, den ersten Mittwoch in jedem Monat sich bei dem Stadt-Armen-Directorio zu melden, da ihm dann die ganze innere Einrichtung gezeigt und auf Verlangen die Rechnungen vorgelegt werden sollen.

Denkspruch.

Wenn ein König im Garten seines Unterthans einen Apfel abbricht, so werden die Hofleute bald den Baum mit der Wurzel ausreißen.

Druckfehler in vorigem Heft.

Seite 70 in der letzten Zeile lese man italiänis
 chen statt italienische. S. 72 Z. 2 Hofmeisters
 ff. Hofmeister. Ebend. Z. 10 v. u. seinem st. seinen.
 S. 74 Z. 4 v. u. Elemente st. Elementa. S. 85
 Z. 10 mir st. mit. S. 86. Z. 4 v. u. subluna
 renchen st. subumarischen. S. 93 Z. 2 ansehen
 ff. angesehen. S. 96 Z. 14 Magazine st. Mager
 sint. S. 106. Z. 1 Elogina st. Elocina. S. 114
 Z. 2 v. u. Sachen st. Sache.

Folgende Bücher sind eingebunden in halbe Franz
 hände beim Verleger dieses Journals
 zu haben.

	Rthlr. flbr.
Landibe oder die beste Welt	1 — 42
Ammermann über Friedrich d. Groß.	1 — 48
Wettchen freundlich. 2 Theile	2 — 1
Briefe von Gleim und Jacobi.	2 — 18
Willaume vom Vergnügen.	1 — 42
Geschichte Sandforts und Mertens	1 — 6½
Friedrich mit der gebissenen Wange. 4 Theile.	2 — 36
Brosings Leben und Schicksale.	1 — 48
Binerus der Reformator.	1 — 48
Das graue Ungeheuer. 8 Theile.	7 — 1
Bild oder das Kind der Freude.	1 — 32
Begebenheiten Edaard Domstou.	1 — 1/2

Abentheuer Joseph Andrews und Abrahams Adams. 2 Theile.	1	—	12
Zacharia poetische Schriften. 6 Theile.	4	—	24
Leipziger Wochenblatt. 9 Theile.	2	—	42
Philosophische Gespräche. 2 Theile.	1	—	28
Römische Erzählungen in Versen.	1	—	52
Gilblas von Santillana. 6 Theile.	7	—	42
Spiele der kleinen Thalia.	1	—	8
Försters kleine Schriften.	1	—	24
Walls Bagatellen. 2 Theile.	1	—	12
Theodors glücklicher Morgen. 2 Theile.	2	—	32
Thomsons Jahreszeiten, mit Kupfer.	3	—	6
Geschichte Florentins von Fahlendorn.	1	—	42
Leben und Thaten Don Quichott. 6 Theile.	5	—	42
Der Gemeinnützigte. 3 Theile.	4	—	12
Der Abentheuer. 2 Theile.	2	—	6
Peregrine Pickle. 4 Theile.	5	—	42
Meiners Briefe über die Schweiz. 2 Theile.	2	—	12
Geschichte des Thomas Jonas eines Findelkindes. 6 Theile.	5	—	42
Les œuvres de Crebillon. 14 Theile.	9	—	12
Gemeinnütziges Natur u. Kunst Magazin	1	—	54
Klimms unterirdische Reisen.	2	—	12
Der Arzt eine Medicinische Wochenschrift. 12 Theile.	8	—	12
Histoire de Gilblas de Santilane. 4 Theile.	4	—	12
Sarassa Kunst stets fröhlich zu seyn 2 Theile.	3	—	12
Marr Jack, Welt und Hof, ein satirischer Roman.	2	—	12

Niederrheinische Unterhaltungen.

Eine gemeinnützige
Monatsschrift
fürs Jahr 1791.

Fünftes Heft. May.

Wesel und Frankfurt

bei Fr. Jak. Röder und J. Joach. Bessler.

On dieser periodischen Schrift wird monatlich ein Heft, vier Bogen stark ausgegeben. Preis für einen ganzen Jahrgang, ist 2 Rth. 6 Stüber, und wird erst beim Empfang des letzten Stückes im Dezember bezahlt. In Ansehung der Bestellungen kann man sich an jedes benachbarte Postamt, oder an einen der obgenannten Verleger in Wesel und Frankfurt wenden, welche so viel als möglich, für die kostfreie Versendung sorgen werden. Beiträge erwartet man sich spätestens gegen den 2ten oder 3ten jedes Monats, und zwar unter der Adresse der Expedition der Niederrh. Unterhaltungen in Wesel.

Inhalt.

	Seite.
I. Etwas über die Vorgeschichten.	258
II. Robert und Clara. (Eine wahre Geschichte aus dem Mittelalter.)	276
III. Proben einer Benutzungsart der Fabel- lectüre bei der Privaterziehung der Kinder.	282
IV. Der Hundsfattler und der Leineweber. Kriminalanekdote.	300

N a c h r i c h t

an die Liebhaber der Naturgeschichte und an die
Sammler ausgestopfter Thiere.

Franz Säfen (wohnt über das Kreuzbrüder
Kloster in der Schildergasse dahier in Cöln) zeigt
hiermit an, daß er alle Arten von Vögeln,
Fischen und Insecten für in Cabinetten, Schrän-
ken, oder zur Zierde der Zimmer auf die dauer-
hafteste Art nach dem Leben, um den wohlfeilsten
Preis (und zwar wohlfeiler, als alle Andere)
ausstopft und aufsetzt. Bey ihm (Franz Säfen)
sind wirklich allerhand ausgestopfte Vögel und
andre Thiere (so wie auch allerhand Seemuscheln,
Seeschnecken und andre Meerproducte für in
Cabinetten) um die äusserst billigsten Preise zu
haben. Wenn jemand wilde Thiere, Vögel, etc.
sollte geschossen, oder gefangen haben, oder wenn
jemand ein Vogel, Huhn, Hund, oder sonst

Niederrheinische Unterhaltungen

Eine gemeinnützige

Monatsschrift

fürs Jahr 1791.

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DUSSELDORF

Fünftes Heft. May.

I.

Etwas über die Vorgeschichten.

- „ Wer wird auch an Gespenster Hexereien
„ u. d. dergleichen tolles Zeug glauben! —
„ Über Vorgeschichten giebt es; die lassen
„ sich doch nicht leugnen. — “

Sicht leicht wird in Gesellschaften von der-
gleichen Sachen geredet werden, ohne
daß nicht der eine oder der andere die Glau-
bensbekänntnis ablegen sollte.

Gemeiniglich wird dann eine Menge solcher
Geschichten, die dem einen oder dem andern selbst
begegnet seyn sollen, mit einer so imposanten
N. U. I. Band. R histo

historischen Zuverlässigkeit erzählet, daß bezweifelt und widersprechen, Indiskretion seyn würde; Daher kömmt es, daß der Glaube an Vorgeschiedten, selbst in gesitteten Ständen, nicht allein unterhalten, sondern auch von Zeit zu Zeit gestärket wird.

Gleichgültig und unschädlich kann man diesen Glauben gewiß nicht nennen. Wie oft werden ganze Familien durch vermeinte Vorgeschichten, in die ängstlichste Besorgnisse versetzt. Man hat sogar traurige Beispiele, daß Todesfurcht und Schwermuth, in der That merkwürdige Erfüllungen bewürkt haben.

Es fehlet nun zwar nicht an mannigfaltigen und scharfsinnigen Untersuchungen über diesen Gegenstand; un dich darf in dieser Rücksicht nur an Hennings bekanntes Buch über Ahndungen und Visionen erinnern. Unterdessen sind die Meinungen noch immer getheilt, und es ist, wie mir deucht, dem Glauben an Vorgeschichten, noch lange nicht so stark entgegen gearbeitet worden, als dem Glauben an Gespenster und Hexereyen.

Ich gehöre in diesem Fache zu den Ungläubigen, und bin bei jeder schicklichen Gelegenheit bemüht Apostaten zu machen. Ich bediene mich
also

also dieser Blätter, um einige meiner Erfahrungen und Gedanken über diesen Gegenstand mittheilen zu können.

Schon in meiner frühen Jugend, verlor ich durch folgenden Vorfall, den Glauben an solche Dinge.

Ich hatte mich einst in der Abenddämmerung, auf die Obstkammer geschlichen, um mir da heimlich zu thun. Zum Unglück schlug die Thür ins Schloß und der Schlüssel stach außen Unt mich aus meiner Gefangenschaft zu befreien, schlug und klemmte ich mit einem Stück Holz so lange am Riegel, bis es mir gelang die Thüre zu öffnen. Nun kam ich, als wo anders her, in die Wohnstube, worin man sich über das eben gehörte Gepolter auf dem Boden, unterhielt, und es einmüthig für eine Vorgeschiedte erklärte; zumal da einer unserer Verwandten an der Schwindsucht krank lag, dem man schon lange das Ende abgewartet hatte. Ich fand es eben nicht für ratsam die Vorgeschiedte zu erklären, sondern freute mich im Stillen meiner erbeuteten rothwangigsten Aepfel. Der Kranke starb einige Tage darauf wirklich, und zwar gerade um die Stunde des Gepolters. Das wurde denn für eine sehr merkwürdige Bestätigung der Vorgeschiedten gehalten; und ich mußte heimlich darüber lachen.

Wenn ich hernach wieder von Vorgeschiedten sprechen hörte, so fiel mir immer die Obstkammer ein.

Auf der Universität hatte ich eine Schlafkammer, vor deren Fenster ein Apfelbaum stand. Ich hatte eine Scheibe ausgenommen, und einen Zweig von dem Baume hereingeleitet, um zu sehen, ob die daran befindlichen Blüthen, auch im Zimmer Früchte ansetzen würden. Uebrigens war die Kammer wohl verschlossen. Einst wurde ich des Nachts durch ein erstaunliches Geräusch aufgeweckt. Tische und Stühle waren in Bewegung, und ich bemerkte deutlich, daß etwas von dem einen auf dem andern sprang. Ich rieth gleich auf eine Kage, ob es mir gleich unbegreiflich war, wo sie hergekommen seyn möchte, da ich beim Schlafengehen keine auf der Kammer gesehen und die Thüre abgeschlossen hatte. Ich stand also auf um dieselbe fortzuschaffen, öffnete die Thüre und fieng an zu jagen. Ich glaubte auch meinen Endzweck erreicht zu haben, und schloß die Thüre wieder ab. Als ich mich wieder gelegt hatte, fieng der Lärm von neuem an. Ich hatte keine Lust zum zweitenmal aufzustehen, und schlief endlich ein. Als ich des Morgens erwachte, dachte ich der Kage eine derbe Züchtigung zu, und nahm sogleich den Stock um sie unter der Bettstelle hervor zu holen. Aber
wie

wie groß war mein Erstannen, als ich weder eine Katze, noch sonst eine lebendige Creatur ausfindig machen konnte. Die Thüre war noch abgeschlossen und das Fenster fest zu. Das Scheibenloch wodurch ich den Apfelzweig hereingeleitet hatte kam mir viel zu klein vor, als daß eine Katze oder Eule dadurch herein oder heraus kommen könnte, zumal da es durch den Zweig selbst, versperrt war. Mein Unglaube an Gespenster und Vorgesichten bekam durch diesen Vorfall wirklich einen kleinen Stoß, bis ich einige Zeit nachher, eine Katze sich zwischen zwey eisernen Stäben eines Kellerfensters durchklemmen sah, deren Zwischenraum noch nicht so groß war, als das Scheibenloch. Hätte ich diese zufällige Bemerkung nicht gemacht, so würde ich der ersten Todesfall in der Verwandtschaft, gewiß auf dis mir unerklärbare Gepolter bezogen haben.

Man sagt von einigen Leuten, (und einige berühmen sich auch wohl deßen) daß sie Vorgesichten sehen, oder wie man es hier zu Lande ausdrückt: daß sie schichten könnten. Dis sagte man unter andern auch von einem Bedienten zweyer junger Edelleute, deren Lehrer ich war. Ich fragte diesen jungen Menschen verschiedentlich nach seinem Schichten. Er leugnete aber sowohl gegen mich, als gegen meine Eleven, die ganze Sache. Unterdessen versicherten uns die

R 3

übrigen

übrigen Domesticken , daß er sich dessen oft be-
 rühmte , und daß er noch vor ein paar Tagen
 gesagt hätte , es würde in kurzem in der Nach-
 barschaft ein Unglück vorkommen , das unterdessen
 nicht viel auf sich haben würde. Er müsse alle
 Nacht zwischen 11 und 12 Uhr aufstehen , und
 in den Garten gehen , wo ihm ein weißer Geist
 erschiene u. s. w. Wir lachten darüber und ach-
 teten nicht weiter darauf. Seine Prophezeiung
 von einem Unglück das nicht viel zu bedeuten
 haben würde , ward unterdessen bald erfüllt.
 Unserem Hause gegen über war ein Garten mit
 einer hohen Mauer. Die Gartenthür war mit
 einem steinernen Bogen überwölbt , der schon
 lange den Einsturz gedrohet hatte. Die Magd
 hatte Gemüse aus dem Garten geholet , und als
 sie die Thür zuschlägt , stürzt das Gewölbe samt
 den Pfosten ein ; jedoch so glücklich daß sie bloß
 unter die Thüre zu liegen kommt und die schwe-
 ren Steine rings um sie herum fallen. Ein
 wenig Nasenbluten war der ganze Schade den
 sie davon hatte. Der Schlichter bekam dadurch
 ein großes Ansehen. Wir examinirten ihn von
 neuem — aber er leugnete wie gewöhnlich. Wir
 beschloffen deswegen ihn bei seinen nächtlichen
 Excursionen zu belauern , stellten uns als wenn
 wir zu Bette gegangen wären , und schlichen
 uns gegen 11. Uhr in den Garten. Aber wie
 groß war unser Schrecken und Erstaunen als
 wir

wir den weißen Geist unter einem alten Castanienbaum wirklich erblickten. Zwar war er klein aber wir bemerkten doch deutlich Leben und Bewegung. Wir riefen ihn an. Aber es erfolgte keine Antwort. Auch blieb der Schichter aus. Endlich giengen wir auf den Geist los. Und siehe da es war ein alter weißer Schrutthau, der sein Nachtquartier unter dem Castanienbaum genommen hatte. Nachdem wir uns satt gelacht hatten, giengen wir wieder ins Haus und fanden den Schichter tief im Bette. Nach einiger Zeit kam er aus unseren Diensten und wurde Soldat. Und da offenbarte sich das ganze Geheimnis. Wir hatten nemlich Doppelbier im Keller wovon das Gesinde nichts bekam. Der Schichter war aber ein großer Liebhaber vom Doppelbier. Wenn alle Hausgenossen zu Bette waren, so stund er auf, zapfte sich einen guten Trunk und legte sich dann wieder nieder. „Was bedeutet das daß du alle Nacht aufstehst?“ fragten ihn die übrigen Domesticken. Ach! ich muß schichten war seine Antwort. Ich habe ehe keine Ruhe bis ich den weißen Geist im Garten gesehen haben.

Als Prediger wurde ich zu einer alten franken Frau gerufen, die wegen ihres Schichtens und Wickens (oder Prophezeuens) sehr berühmt war, und von welcher ich schon viele frappante

Anekdoten gehört hatte. „Werdet ihr sterben?“
 fragte ich sie. Wie kann ich das wissen, war
 ihre Antwort. Das steht bey Gott dem Herrn.
 „Ihr habt ja den Tod und das Begräbniß
 „so vieler andeer Leute voraus gesehen und
 „voraus gesagt, so werdet ihr ja auch wohl
 „wissen wie es mit euch gehen wird.“ Glauben
 Sie das nicht Herr Pastor. Das sind lauter
 Lügen die mir die Leute nachsagen. „Aber ich
 „habe doch von glaubwürdigen Leuten so viel
 „Erzählungen von euch gehört, daß ihr Todes-
 „fälle Heirathen und dergleichen vorausgesagt
 „habt die eingetroffen sind. Ist das wirklich
 „wahr, und woher habt ihr das gewußt?“

Ich will Ihnen alles offenherzig erzählen.
 Habe ich Sünde daran gethan, so mag mir
 Gott vergeben. Vor 30 Jahren hatte ich eine
 Nichte die sich auswärts verheirathen wollte.
 Der Verwandtschaft war die Heirath gar nicht
 anständig. Man redete ihr zu aber alles half
 nichts. Ich dachte darüber nach, wie ich wohl
 meine Nichte von der Heirath abbringen könnte.
 Endlich fiel mir ein mich zu stellen als ob ich
 wicken könnte. Ich bat meine Nichte mir ein-
 mal ihre Hand sehen zu lassen. Sie that dies.
 Ich sagte die Linie bedeuten daß du im ersten
 Kindbett sterben wirst wenn du die Heirath voll-
 ziehest. Wenn du aber noch ein Jahr wartest,
 so

so bekommst du hier einen andern Freyer mit welchem du sehr glücklich werden wirst. Die Nichte gab die vorgehabte Heirath auf, und ein Jahr hernach bekam sie wirklich einen andern Freyer mit welchem sie eine sehr gute Ehe führte. Dadurch kam ich in Ruf. Es kamen viele unverheirathete Leute zu mir denen ich wicken mußte. Ich sagte ihnen dann da was her, und das ist dann mannmal eingetroffen. Uebrigens weiß ich von der Zukunft so wenig als die kleine Kind. (Es war ihr Enkel etwa von 3 Jahren welches neben dem Bette stand.) Mit den Leichen die ich soll voraus gesehen haben, das sind lauter Lügen. Die Leute haben die Vorgesichten die ich soll gesehen haben erst nachher ausgedacht, und ich habe mich oft darüber verwundert, wie die Leute doch so lügen können.

Es gieng einst die Sage ein Bauer in meiner Gemeinde hätte eine so umständliche Leichenvorgeschichte gehabt, daß er sogar aus seinem Hause mit in die Kirche gegangen wäre, mich auf der Kanzel gesehen und die Leichenpredigt halten gehört hätte. Ich ließ den Bauer deswegen zu mir rufen und befragte ihn darum. Er erzählte mir darauf mit der größten Zuverlässigkeit; er wäre des Nachts gegen 11 Uhr erwacht, und hätte auf seiner Deele einen Sarg erblickt. Die Leichenbegleiter hätten sich eingefunden.

Der Sarg wäre auf einen Wagen gesetzt und bis an den Kirchhof gefahren worden. Die Beerdigung sey übrigens wie gewöhnlich geschehen, und er hätte mich wirklich und lebhaftig auf der Kanzel gesehen und predigen gehört. —

„Wo wart ihr aber, fragte ich ihn, als die Geschichte zu Ende war?“ Im Bette. „Also habt ihr das alles nur geträumt?“ Nein! ich habe den Kopf beständig an dem Deelenfenster gehabt, und alles wirklich gesehen und gehört, auch sind zum Wahrzeichen die Apfelbäume in meinen Garten schon ausgeschlagen (es war im März) und es steht doch in der heiligen Schrift, wenn die Bäume ausgeschlagen so sehet ihr es an ihnen — — Ich hatte wirklich Mühe den Mann von dem Glauben an seine Vorgeschichte abzubringen. Nachher erfuhr ich daß einige junge Burschen, die in einer nicht weit davon befindlichen Mühle Langeweile hatten, sich auf die Deele des gedachten Bauern geschlichen und der Anfang der Vorgeschichte gespielt hätten. Der Bauer war noch ein junger Mann und mit einem alten zänkischen Weibe verheirathet. Sie setzten also voraus der Späß mit der Vorgeschichte würde ihm nicht unangenehm seyn. Den Anfang hatte er also wirklich gesehen und gehört, und das übrige geträumet. Auch hat ihm so viel ich weiß (denn ich stehe nicht mehr bey dieser Gemeinde) sein altes Weib den Gefallen nicht gethan die Vorgeschichte zu erfüllen.

Zu den berühmtesten Vorgeschiedten gehören diejenigen, da man einzelne Häuser, oder auch wohl ganze Dörfer im Feuer gesehen haben will. Auch solche habe ich gehabt und untersucht.

In einem Abend zwischen 9 und 10 Uhr sahe ich von ohngefähr nach dem Kirchturm und erblicke denselben über und über in einem phosphorescirenden Feuer, und zwar so helle daß ich die Ziffern und den Zeiger auf der Uhrscheibe unterscheiden konnte. Ich bemerkte ganz deutlich wie die Flamme oder gleichsam der Widerschein einer Flamme von unten bis oben aufstoderte. Alle übrige Gebäude waren dunkel, der Himmel bewölkt und kein Mondschein. Diese Erscheinung frappirte mich sehr. Schon sagte ich zu mir selbst „Endlich siehst du doch einmal etwas, „ das unmöglich etwas anders als eine Vorgeschiedte seyn kann. “ Unterdeßen faßte ich den Entschluß die Erscheinung genau zu untersuchen und nach dem Thurme hinzugehen. Ich ersuchte also einen Nachbar mit zugehen. „O! „ sparen Sie die Mühe, antwortete dieser, ich „ will Ihnen wohl sagen was das ist. Das ist „ der Widerschein vom Paschfeuer “ Es war gerade Osterabend. Das junge Volk hatte außerhalb des Ortes ein großes Feuer angemacht, und dieses erleuchtete der Thurm als den höchsten Gegenstand und spiegelte sich gleichsam an demselben.

demselben. Hätte ich der Nachbar nicht angerufen und nachher den Tag der Erscheinung vergessen, so hätte ich immerhin darauf schwören können eine ganz unlängbare Feuervorgeschichte gesehen zu haben.

Un meinem Wohnhause hatte ich einige Jahre nachher eine ähnliche Erscheinung. Einst gegen Abend kam mein Nachbar mit einem heimlichen und bestürzten Gesicht zu mir, als ich gerade Gesellschaft bey mir hatte. Erschrecken Sie nicht raunte er mir ins Ohr in Ihrem Hause ist Feuer, die Flamme schlägt schon aus dem Schornstein. Ich lief geschwind mit ihm auf den Boden. Und wie groß war unser Entsetzen! als wir am Schornstein wirklich einige glühende Stellen erblickten. Aber wir erholten uns bald wieder, als wir den Schornstein befühlten, und ihn so, wie die glühenden Stellen ganz kalt fanden. Wir entdeckten nun auch sogleich die Ursache der Erscheinung. Nämlich die Sonne war im Untergange und schien Blutroth. Das Dach war nicht gedockt und die glühenden Stellen am Schornstein wurden durch die Strahlen, welche sich zwischen den Ziegeln durchstahlen verursacht. Der aus dem Schornsteine aufsteigende Rauch, war der Sonnenstrahlen ganz ausgesetzt und von derselben Blutroth gefärbt. Die Erscheinung sah wirklich fürchterlich aus.

aus. Wäre sie nur eine Minute später untersucht worden, so war die Sonne unter dem Horizonte, und es hätte sich dann keine Ursache von derselben angeben lassen.

Auf eine ähnliche Art wurde einst eine ganze Stadt durch Feuerlärm in Bestürzung gesetzt. Nämlich an einer Thurmspitze zeigten sich nicht allein Flammen, sondern auch Rauch. Schon wurden die Feuerspritzen und Brandeimer herbeigeschafft und der Schieferdecker mußte den Thurm bestelgen. Als er sich der Spitze nähert, bemerkt er weiter nichts als einer ungeheuren Mückenschwarm, die in den Strahlen der untergehenden Sonne tanzten, und dadurch eine rauchähnliche Erscheinung bewürkten. Die Flamme waren weiter nichts als das Spiegeln der Sonne an den vergoldungen des Knopfes. Nach diesen Entdeckungen gieng man lachend aus einander. Einige Zeit hernach brennt es bey Nacht an einem andern Orte wirklich. Eine Frau welche die Feuerzeichen höret weckt ihren Mann aus dem Schlafe — O! antwortet dieser, es wird wohl wieder ein Mückenschwarm seyn.

Von Geistererscheinungen habe ich gleichfalls mehrere Erfahrungen, von welcher ich aber nur eine anführen will.

Ich war einst bey Abend auf einem dunkelen Gemach. Auf einmal bildete sich eine helle Nebelgestalt vor mir, so wie Ossian die Geister seiner Vorfahren beschreibt. Indem ich sie genauer betrachten will war sie schon wieder verschwunden. Sie erschien aber bald darauf zum zweyten male. Und da entdeckte ich auch sogleich die Ursache. Nämlich ich rauchte Tabak, quer vor mir befand sich ein Lichtstreifen, der durch einen sehr schmaler Riß, wodurch das Licht in dem benachbarten Zimmer schien, verursacht wurde, und welcher man an der Stelle wo ich mich befand nicht bemerkte. So wie nun die Rauchwolke durch diesen Lichtstreifen zog wurde sie sichtbar, und so wie sie dadurch war, war sie verschwunden.

Ich könnte noch eine Menge solcher Erfahrungen anführen, wenn sich dadurch der Beweis vollständig machen ließe, daß es bei den Vorgesichten, eben so wie bei den Hexen und Gespenstergeschichten, wenn sie genau untersucht werden immer nur auf Trug und Täuschung hinaus läuft.

Über ganz natürlich muß ich den Einwurf erwarten: Wenn gleich deine und viele andere Vorgesichten nichts waren, kannst du behaupten daß alle Vorgesichten nichts seyn? — Man hat dagegen doch so viele gegen deren historische

historische Wahrheit sich nichts einwenden läßt. Und kennen wir dann das Geisterreich so genau, daß wir über das was darinnen geschehen und nicht geschehen kann absprechen könnten? O! wie vieles ist uns noch verborgen! —

Ich gebe das zu daß sich manche unerklärbare Erscheinungen ereignet haben, worauf diese oder jene wichtige Vorfälle gefolgt sind. Ich will auch nicht läugnen daß sich zwischen beiden oft merkwürdige Uebereinstimmungen gefunden haben. In sofern will ich mit niemand über die historische Zuverlässigkeit von dergleichen Geschichten streiten. Aber müssen sich im Laufe der Welt nicht unzählige Dinge ereignen, die uns unerklärbar sind? — Oft liegt die Unerklärbarkeit in einem einzigen kleinen Umstande den wir übersehen. Wenn sich nun irgend etwas ereignet hat, das uns schauerlich und unbegreiflich war, so ist es ganz natürlich daß über kurz oder lang etwas darauf folgt. Denn alle Dinge dieser Welt sind einer beständigen Veränderung unterworfen. War aber darum jenes eine Vorgeschichte von diesem? Gewiß eben so wenig als eine Sonnen oder Mondesfinsterniß, von dem ersten darauf folgenden Todesfall eines Königs oder Fürsten, Daß sich oft merkwürdige Uebereinstimmungen finden ist gar nicht zu verwundern. Der menschliche Witz entdeckt auch zwischen den verschiede-

sten

sten Dingen Aehnlichkeiten, und zwar um desto mehr, wenn er erst voraussetzt daß die Dinge welche er vergleicht Beziehung auf einander haben.

Gar oft ist aber auch die historische Wahrheit starken Zweifeln unterworfen. So hat man eine Vorgeschichte von einem Leichenbegängnis, welche man mit Vorsatz hätte zu schanden machen wollen. Aber demohngeachtet hätte sich alles darnach haben und fügen müssen. Nämlich die Leiche wäre in ein ungewöhnliches Zimmer gesetzt, zur unrechten Thür heraus und auf einem ungewöhnlichen Wege nach dem Kirchhofe getragen worden. Zum Vorzeichen hätte einer in einem rothen Rock auf einem Schimmel hinter dem Leichenzuge geritten. Das Lied welches der Prediger befohlen hatte, wäre durch ein Versehen des Vorsängers nicht angestimmt worden, sondern dasjenige welches man bey der Vorgeschichte gehöret hätte, u. s. w. Diese nehmliche Geschichte ist mir wohl an fünf sechs verschiedene Orten als ganz wahr und gewiß erzählt worden, und ich mußte dann allemal bey mir selbst recht herzlich lachen, wenn der Mann mit dem rothen Rock auf dem Schimmel kam, der dann gemeiniglich mit Namen genannt wurde.

Ueber andere wohlthätigen Trieben welche uns der Schöpfer gab, haben wir auch einen Trieb
zum

zum Wunderbaren und außerordentlichen. Wir folgen diesem Triebe oft ohne daß wir es wissen, und die Befriedigung desselben ist uns angenehm. Daher kommt es daß wir Wundergeschichten gerne hören, und glauben, und wenn wir sie erzählen sie noch wunderbarer zu machen uns bemühen. So lügt mancher, oder vergrößert die Lügen anderer, ohne den Vorsatz zu lügen. Dadurch wird dann manche Sache die ganz natürlich zugienge zu einem Wunder umgeschaffen, und von den glaubwürdigsten Leuten mit der größten Zuberficht erzählet. Diesen Umstand muß man bey Vorgeschiedten die bloß durch das Hörensagen kund werden, ja nicht aus der Aht lassen.

So wurde einst in einer ganzen Gegend das Gerücht verbreitet, ein gewisser Prediger hätte nebst einer ganzen Gesellschaft seine eigenen Vorgeschiedten gesehen. Seinen Sarg, seine Träger und seine Begleiter. Ich kam nicht lange hernach zu diesem Prediger und fragte ihn nach dieser Geschichte. Er lachte und erzählte mir den ganzen Vorgang. Er wäre nemlich während daß in der Gesellschaft von Vorgeschiedten wäre gesprochen worden, des Abends vor die Thüre gegangen, und hätte zufälligerweise einen langen Pflasterstein erblickt, der von dem Regenwasser dergestalt umgeben gewesen sey, daß er den

N. U. I. Band. S Um

Umriß eines Sarges bekommen hätte. Zu beyden Seiten des Pflasters hätten schwarz angestrichnen Palisaden mit weißen Köpfen gestanden, unter welchen man sich die Leichenbegleiter hätte vorstellen können. Er hätte die Gesellschaft herangerufen und gesagt „ Sehen Sie wenn man es nicht wüßte so sollte man sagen das wäre eine Vorgeschichte. “ Die Gesellschaft hatte die Vergleichung sehr treffend gefunden und so wäre das Gerüchte entstanden.

Das Geisterreich kennen wir freylich zu wenig als daß wir über dasjenige was in demselben vorgehet urtheilen könnten. Unterdeßen, deucht mich, läßt sich doch das wohl als eine gewisse Wahrheit annehmen daß ein Geist, der so viel Verstand hat, daß er weiter in die Zukunft sehen kann als wir, so unvernünftig und schlecht denkend nicht seyn werde, jemand ohne Noth und Nutzen zu schrecken. Das thut ja nicht einmal ein kluger und rechtschaffener Mensch, zumal wenn das vorherwissen zu keiner Abänderung der Sache dienen kann. Und gesetzt ein Geist dächte so unflug und schlecht, daß er eine boshafte Freude daran fände die Menschen mit solchen Dingen zu necken, so würde er auch Vorgeschichten machen worauf nichts folgte. Das wären aber dann keine Vorgeschichten.

Die Vorgeschichten einer unmittelbaren Wirkung Gottes zuzuschreiben ist noch unvernünftiger.

ger. Gott hat uns aus sehr weisen Ursachen die Aussicht in die Zukunft verschlossen, und es ist gewiß tief unter seiner Majestät uns etwas vorzuzukeln und vorzupostern. Will er uns etwas offenbaren, so offenbart er es uns gewiß so deutlich und bestimmt, daß wir unsere Maasregeln darnach nehmen können.

Wir hätten gewiß oft weit andere Dinge vorher zu wissen nöthig, als Todesfälle in unserer Verwandtschaft, deren Abwendung nicht in unserer Macht stehet. Warum werden uns die nicht offenbart? Gott und seine guten Geister denken gewiß so gütig gegen uns, daß sie uns durch Offenbarung der Zukunft lieber erfreuen als betrüben würden, wenn sie anders solche Offenbarungen für nöthig und rathsam fänden.

Unsere Seele hat allerdings ein Vermögen in die Zukunft zu sehen aber nur in sofern ihr gewisse Zusammenhänge zwischen Ursache und Wirkungen bekannt sind. Diese Zusammenhänge stellen wir uns nicht immer deutlich vor, sondern wir empfinden sie oft nur dunkel. Daraus entstehen dann bey dem Bewußtseyn gewisser Ursachen dunkle Vorgefühle von bevorstehenden Folgen, die sich auch wohl in unsern Träumen äußern. Ahnungen und vorbedeutenden Träume lassen sich also wohl nicht läugnen. Nur muß

S 2

man

man Bedenken daß die Beschaffenheit des Blutes in den Ahnungen und Träumen mispricht. Solche dunkle Vorempfindungen erzeugen dann auch wohl zuweilen sehr lebhafte Einbildung, und die Gränzlinie zwischen Einbildung und würtllicher Erfahrung ist öfters so schwach und vermischt, daß es schwer hält sie von einander zu unterscheiden. Dis ist, beucht mich, das einzige vernünftig, was sich zur Vertheidigung der Vorgeschiedten sagen läßt.

— — r.

II.

Robert und Clara.

(Ein wahre Geschichte aus dem Mittelalter.)

Unter der Herrschaft Carls Herzogs von Burgund, fand sich kein glücklicheres Ehepaar als Robert Castillon und Clara von Dijon. Seit zwei Jahren verband die innigste Liebe ihre Herzen, heiter und froh flossen ihre Tage dahin, nichts störte ihre Zufriedenheit — Die Unglücklichen! Sie ahndeten nicht die schrecklichen Scenen, die ihnen bevorstuden.

Don Petro ein alter Spanier hatte seit langen Jahren unter dem Burgundischen Heere gedient.

Wollust

Wollust und Grausamkeit waren die Grundzüge seines Charakters; durch niedrige List und Ränke hatte er es bis zu dem Posten eines der ersten Befehlshaber gebracht, allein sein durch die größten Ausschweifungen ausgemergelter Körper vermochte nicht mehr die Strapazen des Krieges auszdauern; er hielt um eine bequemere Versorgung an, und erhielt die Statthalterschaft des Orts, wo unser zärtliches Paar wohnte. Natürlich daß jetzt ein reichlicheres Leben seine unersättliche Leidenschaft doppelt rege machten, und eben so natürlich, daß die schöne Clara, die durch ihre vortrefliche Bildung sich von allen andern auszeichnete, von ihm nicht unbemerkt blieb — daß er so, wie er sie erblickte auch den Besitz einer so seltenen Schönheit wünschte, und alle seine Kräfte anwendete um dazu zu gelangen.

Er suchte gleich ihre Bekanntschaft. Sein Ansehen verschafte ihm bald Zutritt in Castillons Hause; und bald auch öfteren Umgang mit dem Gegenstande seiner Begierden — Immer häufiger wurden nach und nach seine Besuche bei der schönen Clara, immer zudringlicher und feuriger seine Sprache, bis er endlich ihr, die an nichts böses dachte, seine Liebe gestand, um Gegenliebe und Gewährung der schändlichsten Anträge bat, und ihr Verschwiegenheit und stete Treue schwur. Allein Clara war eben so tugendhaft als schön.

Mit Verachtung hörte sie Pedro's Schwüre. Pflicht und Religion erlauben mir nicht einem Gemahl meineidig zu werden, den ich liebe, und mich einem Verführer zu überlassen der die Pflichten der Gastfreundschaft so schändlich verletzt. Dies waren die Worte die sie mit Thränen seinen Verliebten Begegnungen entgegen setzte, aber vergebens; Vergebens beschwor sie ihn, bei allem was heilig ist, von seinen unerlaubten Begierden abzusehen und seine Liebe auf Gegenstände zu werfen, wovon er Erwidern erwarten dürfte. Der Wollüstling wurde durch Widerstand noch mehr gereizt; die Thränen der unglücklichen Clara verschönernten sie in seinen Augen, und er sann auf allerhand Mittel seiner Beute habhaft zu werden. Bald suchte er sie durch große Geldsummen zu blenden, bald wollte er ihre Eitelkeit durch Geschenke von ausgesuchtesten Nutz regemachen; bald forschte er ob Ehrsucht die Schwäche wäre, wo er ihrem Herzen am leichtesten bekommen könnte; aber umsonst verschwendete er Schätze, umsonst boten die Modehändler ihre Geschicklichkeit auf, umsonst stieg Robert von einer Ehrenstufe zur andern, ohne zu wissen was ihm Gnade des Statthalters und so hohe Gnade erwerbe. Clara blieb ihrem Gatten treu und sah mit Verachtung auf den Niederträchtigen herab, der die eheliche Treue zu erschüttern suchte; und eben diese Treue war es, die Pedro wie alles fehlte.

fehlschlag, zum nächsten Mittel, um zu seinem Zweck zu gelangen, ersah. Es konnte nicht fehlen, Robert mußte endlich die Absichten des Statthalters merken; natürlich war es also daß er den tödlichsten Haß gegen diesen Niederträchtigen bekam. Einige Worte die demselben einst in einem Ausbruche des Unwillens gegen den Statthalter entfallen waren, brauchte dieser zum Vorwand ihn der Aufrührerei zu beschuldigen und ihm ins Gefängnis werfen zu lassen. Mit teuflischen Lächeln sah der Schändliche jetzt seinen Plan gelingen, er sah die Verzweiflung der trostlosen Clara, wie diese jetzt in seinem Pallast eilte sich zu seinen Füßen warf und um Gnade flehete. Mit Wollust sah er ihr Thränen und ihren Kummer — und erboth sich wie dieser auß äußerste gestiegen war, ihren Gemahl los zu geben, wenn sie seinem Willen sich Preis geben wollte — Jetzt wankte die Unglückliche; Schamroth schlug sie ihre Augen nieder, die Liebe zu ihrem Gemahl auf der einen, Pflicht und Tugend auf der andern Seite, stürmten auf ihre Seele. Doch Pedro hatte schon zu lange ihres Anblicks genossen, als daß er länger vermocht hätte seine Begierden zu zähmen; er nutzte ihre Unentschlossenheit, riß die Arme in sein Schlafgemach und machte sie zum Opfer seiner schändlichen Wollust.

Noch war ihm dies nicht genug. Er hatte in Clarens Besitz so viel Reiz gefunden, daß die vorübergehende Befriedigung der Sinne seine Wünsche noch nicht erfüllte, er wollte sie jetzt allein, und für immer besitzen. Vergebens erinnerte daher Clara ihn an sein Versprechen; vergebens bat sie flehentlich um Befreiung ihres Geliebten, den sie so theuer erkaufte hatte; Pedro hatte stets tausend Entschuldigungen in Bereitschaft warum er ihre Bitte noch nicht gewähren konnte. Endlich gab er nach; er gab Claren einen Befehl an den Kerkermeister, Roberten in Freiheit zu setzen. Voller Freude eilte sie schnell zum Gefängnis — die Thür wurde geöffnet, und sie sah — schrecklicher Anblick — den Leichnam ihres Geliebten, den der Barbar heimlich hatte enthaupten lassen, in seinem Blute liegen. —

Mit dem fürchterlichsten Angstgeschrei sank die Unglückliche in Ohnmacht, und erwachte in Pedros Armen, der ihr Liebkosungen jeder Art bewies, sie bestens zu besänftigen suchte und ihr endlich sich als Gemahl antrug. Doch Clara verwarf seine Anträge, sie sprach stets in den bittersten Vorwürfen mit ihm, und verbreitete überall die Nachricht ihrer traurigen Geschichte, bald wurde dieselbe allgemein bekannt, und bald kam sie zu den Ohren des Herzogs.

Carl war ein Fürst dem Gerechtigkeit heilig war. Er gerieth über die Schandthat seines Statthalters in den heftigsten Zorn. Er ließ sofort Don Pedro und Claren vor sich fordern. Mit funkelnden Augen sah er den Bösewicht an, faßte sich und sprach dann ganz gelassen — Pedro du siehst jetzt jedes Hindernis aus dem Wege geräumt, deine Wünsche zu erfüllen — Clara werde sofort deine Gemahlin! Mit Zittern dankte Don Pedro für diese Gnade, Clara zitterte nicht minder, sie war im Begriff ohnmächtig hinzusinken, doch ihre Freunde sprachen ihr Muth zu und ermahnten sie, dem Willen des gerechtesten der Fürsten sich nicht zu widersetzen. Der Geheimschreiber hatte schon den Ehevertrag fertig worin Clara im Fall sie Pedro überleben möchte für dessen einzige Erbin erklärt wurde, und ein Priester verrichtete auf der Stelle die Trauung. Seit ihr jetzt mit mir zufrieden? frug der Herzog den frohen Pedro, und dieser säumte nicht durch die feinsten Schmeicheleien für die erwiesene Gnade zu danken. Carl ließ ihn ausreden, dann sprach er; ich sehe ihr seid zufrieden — Jetzt aber muß auch ich zufrieden gestellt werden. Wache verrichte meine Befehle! Pedro wurde jetzt ergriffen und zurück geführt, Clara erhielt Befehl zu folgen, und vor ihren Augen wurde der Bösewicht in eben dem Gefängnis enthauptet, wo er den unschuldigen Robert hatte umbringen lassen. So

siegte zwar die Unschuld, doch Clara genoß nicht lange diesen Sieg. So viele Schrecken und Bekümmerniß vermochte sie nicht zu widerstehen, und bald machte ein sanfter Tod ihrem kummervollen Leben ein Ende.

III.

Proben einer Benutzungsart der Fabellektüre bei der Privat- erziehung der Kinder.

Daß Fabeln und Erzählungen für Kinder zugleich angenehm und lehrreich sind, oder doch wenigstens, wenn sie gehörig ausgewählt und vorgetragen werden, seyn können — dies ist eine längst ausgemachte pädagogische Wahrheit. Sie beschäftigen zu gleicher Zeit sowohl die Einbildungskraft, als auch den Verstand und das moralische Gefühl. Sie machen einzelne Regeln des sittlichen Verhaltens in bestimmten Fällen anschaulich, und die Kinder lernen also auf die Art, wie die ersten Bewohner der Erde, manchen wichtigen praktischen Grundsatz sogar von den Thieren.

Daß aber die Fabeln und Erzählungen bei der Privaterziehung der Kinder noch nutzbarer werden

werden können, als bei der öffentlichen Erziehung — dies habe ich hier durch einige Proben deutlich machen wollen. Es ist unglaublich, wie viel darauf ankomme, ob eine Belehrung zu rechter Zeit ertheilt werde, oder nicht. Zur Unzeit ertheilt, ist sie oft sogar schädlich. Dies ist z. B. Dann der Fall, wenn die Leidenschaften der Kinder brausen. Je öfterer man in diesen Zustände mit Belehrungen hervortritt, desto unempfindlicher werden sie gegen dieselben. Denn der Gedanke an die Belehrung weckt nachher nach den Gesetzen der Ideenassociation allemal auch die Leidenschaft wieder in gewissem Grade. Wird ihnen aber die Belehrung zu einer gleichgültigen Zeit ertheilt; so bleibt sie ihnen selbst auch in den meisten Fällen gleichgültig, wenn nicht der Lehrer sie durch eine vorzügliche Gabe des Vortrags dafür zu interessiren weiß. Diese Gabe der Vortrags wird indessen in so ganz vorzüglichem Maasse eben nicht erfordert, wenn er den schicklichsten Zeitpunkt zu dieser oder jener Belehrung trifft. Denn dadurch wird dem Eindrucke derselben meist wieder mit Wucher hinzugesetzt, was ihm durch mangelhaften Vortrag an Stärke abgeht.

Die folgenden Proben werden meine Meinung in helleres Licht stellen. Sie sind aber nicht für ganz kleine Kinder, besonders die zwote nicht.

Der

Der Ausdruck hätte sonst ganz anders seyn müssen. Sie sollen vielmehr nur Kindererziehern ungefähr zeigen, wie viel sie bei Gelegenheit der Fabellektüre sagen und ausrichten können.

I. Gott in der Natur.

Pab!! — schrie der muthwillige Karl seiner Schwester, dem lieben Justichen ins Ohr, als sie so mit herzlichem Wohlgefallen bei einem Rosenstocke stand, und sich nicht satt an den schönen Blumen sehen konnte.

„ Das muß doch ein guter Gott seyn, dachte sie, der so was herrliches für uns wachsen läßt. Man siehts hier ja offenbar, daß er auch so recht väterlich für unsere Freuden sorgt. Papa und Mama sagen mir so oft, ich müsse recht fromm seyn — das wolle Gott von mir haben — und sie zählen da so vieles her, was ich deswegen thun muß — wohlthätig, dienstfertig, ver-söhnlich, freundlich, nachgiebig, geduldig seyn — wie weiß ichs alles? — Ich erschrecke oft, wenn sie dabei so eine ernste Miene annehmen, und denke wohl einmal: Ist denn Gott wirklich so ein strenger Herr? Fordert er wirklich so viel von uns? Und so vieles, was ich oft nicht einmal thun kann, wenn ich auch will? — Aber da seh ich hier nun so ein schönes, herrliches
Röschen.

Nöschchen. Das hat nun Gott offenbar zu meinem Vergnügen wachsen lassen. Ich glaube, er muß sich selbst gefreut haben, als es aus seiner Knospe brach, und mich so freundlich anlachte. Und dieser Gott, der so herzlich für unser Vergnügen sorgt — sollte der wohl zu viel von mir fordern können? O ich schäme mich, weil ich das denken konnte. Ich fühl' es, ich werde roth, wie dies Nöschchen. Es ärgert mich, daß ich dem guten Gott so Unrecht that. "

Sie dachte so ganz still der Sache nach. Es schien, als wenn sie im Traume wäre.

Pah!! — rief ihr Karl ins Ohr, der unbetmerkt hinzugekommen war, und weckte sie aus ihrem schönen Traume.

Justichen. O weh! O weh! — — O du böser, böser Karl! Wie erschrock ich! — Nein! Geh weg! — Ich dachte, du hättest mich so lieb. Was hab ich dir gethan, daß du mich so in Furcht zu jagen suchst? —

Herr Ernst hatte diesem Auftritte aus dem Fenster zugehört. Er mißfiel ihm sehr, weil seine Bemühungen, in seinen Kindern schon zeitig Liebe für die Natur zu erwecken, gerade bei Justichen den besten Erfolg gehabt hatten. Er

pflegte

pflegte indessen doch größtentheils seine Kinder so zu behandeln, daß sie von selbst auf ihre Fehler und auf die nothwendige Verbesserung derselben aufmerksam wurden. Jetzt rief er sie aus dem Garten ins Haus.

Justchen. that, als wenn nichts vorgefallen wäre: denn während ihres Hingangs ins Haus hatte das gute Kind ihrem Bruder schon verziehen. Sie wußte, daß er ein wenig flüchtig war — deswegen hielt sie es nicht für Bosheit, was er eben jetzt ihr gethan hatte.

Raum trat sie in die Stube; so hüpfte ihr Niemenchen voll Freude entgegen, und sagte hüpfend:

„D hör einmal, was uns Papa jetzt versprach! Er will uns eine Fabel vorlesen. Nicht wahr, Schwesterchen, du freust dich auch darauf? Geschwind! Geschwind! — Setz dich! — da! — ein Stuhl!“

„Nein, Justchen setzt sich zu mir, rief Fränzchen, der vor kurzen einen Fuß aus Versehen der Magd verbrannt, und deswegen diesen Fuß auf dem Nebestuhle liegen hatte.“

Justchen. Ja, das will ich auch, lieb Fränzchen!
Fränzchen. Aber du siehst ja so blaß aus, gutes Schwesterchen. Ist dir nicht wohl? Ist dir was geschehen?

Juste

Justchen. Mir? — Was sollte mir geschehen seyn? Ich bin ja recht munter.

Fränzchen. Nun — ich dachte, du wärst nicht wohl. Und das hab' ich nicht gern, weil ich dich so lieb habe. Ich bin jetzt krank, und der Fuß thut mir oft so weh — so weh — aber lieber will ichs fühlen, als dichs fühlen sehen; — Ach, da kommt ja der Papa mit dem hübschen Fabelbuche. Nun müssen wir auch ganz — ganz stille seyn. Nicht wahr, Papa? Das müssen wir? —

Ernst. Ja wohl, Fränzchen! Wer will aber jetzt einmal an meiner Stelle lesen? —

Karl. Ich, Papa! Ich!

München. Nein! Ich, Papa! Ich will lesen.

Ernst. Hier, München, hast du das Buch.

(Carl grämte sich, daß ihm Papa hier München vorgezogen hatte. Sein Gewissen sagte ihm aber: Du hast es verdient: weil du vorhin so muthwillig warst, und das gute Justchen so sehr erschrecktest.)

München. Welche Fabel soll ich denn aber lesen, Papa? Diese hier — Doris im Garten? (Hier wurde Karl roth, weil des Gartens erwähnt wurde. Er dachte schon im voraus, der Papa werde ihm dadurch unvermerkt einen Berweis geben wollen: und das bescheidene Justchen bekam auch ein wenig Farbe wieder.)

Ernst.

Ernst. Es ist das keine Fabel, Minchen, sondern eine Erzählung. Und ihr wißt doch noch wohl, worin die Erzählung von der Fabel unterschieden ist. — In jeder Fabel, sagt' ich euch neuerlich, und auch in jeder Erzählung liegt eine gewisse Moral, das heißt, eine gewisse Regel, nach welcher wir uns in unsern Urtheilen, Gesinnungen und Handlungen zu verhalten haben. Um nun diese Regel recht deutlich zu machen, erdichtet man ein kleines Geschichtchen, welches, als blosses Geschichtchen betrachtet, entweder möglich und warscheinlich, oder unmöglich und unwarscheinlich ist. Die Regel selbst aber verliert in beiden Fällen nichts, sie mag nun aus einer möglichen und warscheinlichen oder aus einer unmöglichen und unwarscheinlichen Geschichte hergeleitet werden. Im letztern Falle ist's eine Fabel, im ersten Falle eine Erzählung. Bei der Fabel reden und handeln gewöhnlicher weise Thiere, oder noch geringere Wesen, Bäume, Flüsse u. s. w. Bei der Erzählung hingegen werden vernünftige Geschöpfe aufgeführt, daher man diese auch mit dem Namen der vernünftigen Fabel belegt. — Doch! ich hab' euch das ja neuerlich schon gesagt. Lies nur, Minchen!

Minchen liest:

„ Wenn Doris sich im Garten zeigt,
 „ Singt Philomel' und Zephir schweigt. „

Fränze.

Fränzchen. Wie hieß das, München? Viel Mehl? —

Ernst. (lächelnd) Mein, Fränzchen! Philomele zeigt eigentlich eine Nachtigall an. Warum aber dieser Vogel auch Philomele genannt werde — das hat seinen Grund in der heidnischen Fabellehre. Nämlich Pandion, König von Athen, hatte zwei Töchtern; die eine hieß Progne, und war an den König von Thrazien, den Tereus verheirathet; die andre hieß Philomele, und blieb bei ihrem Vater in Athen. Aber wie's nun geht! Die Progne hatte ihre Schwester lange nicht gesehen, und hat deswegen ihren Gemahl, er möchte doch einmal nach Athen reisen, und dann ihre Schwester mit nach Thrazien bringen. Es geschah. Der Vater erlaubte es, daß Philomele sich eine Zeitlang von ihm trennen, und ihre Schwester in Thrazien besuchen durfte. Allein unterwegs entstand ein gewisser Streit zwischen dem Tereus und seiner Schwiegerin, welcher die unglücklichsten Folgen hatte. Der grausame Tereus schnitt der Philomele die Zunge ab, warf sie in ein Gefängniß, und als er nach Hause kam, sagte er seiner Gemahlin, ihre Schwester sey auf dem Wege gestorben. Indessen blieb doch, wie gewöhnlich, sein Verbrechen nicht lange unentdeckt. Die Philomele wußte ihre Schwester auf eine geheime Art von ihrem traurigen Schicksale zu benachrichtigen. Diese gerieth nun gleich

N. U. I. Band. S in

in die äufferste Wuth: denn sie liebte ihre Schwester ungemein. Sie sann auf Rache, holte ihre Schwester aus dem Gefängniſſe heraus, und bei ihrer Zurückkunft nahm sie den kleinen Irys, den einzigen Sohn, den sie mit dem Tereus hatte, mordete ihn, und setzte ihn gefocht ihrem grausamen Gemahle vor. Dieser stürzte nun gleich mit entblößtem Schwerte wütend über die beiden Schwestern her: aber sie ergriffen die Flucht. Tereus verfolgte sie. Die Götter sahen das Unglück, welches bald entstehen würde, wenn sie diesen Unmenschlichkeiten nicht Einhalt thäten. Daher verwandelten sie, wie die Fabel erzählt, die Progne in eine Schwalbe, die Philomele in eine Nachtigall, den Tereus in einen Wiedehopf, und den Irys in einen Fasan.

Fränzchen. Nein, Papa! So was müssen Sie uns nicht wieder erzählen. Das klingt so fürchterlich.

Zustchen. Du hast Recht, Fränzchen! Es ist so schaurig, wenn man hört, daß es so böse Leute giebt.

München. Ja! wenigstens kann ich diesen Abend kein Fleisch essen.

Ernst. Es ist gut, Kinder, daß es solcher Menschen wenige oder vielleicht auch gar keine giebt: denn das ganze kann eben sowohl Erdichtung als Wahrheit seyn, wie man aus den fabelhaften Verwandlungen in Vögel schließen sollte.

sollte. Ihr wißt indessen doch nun, woher die Nachtigall den Namen Philomele hat. Die heidnische Fabellehre giebt seinen Ursprung so an, wie ich erzählt habe, obgleich auch andre ihn bloß von ihrem schönen Gesange herleiten.

Was Zephir ist, das wißt ihr. Es ist der sanfte Abendwind, welcher unter dem Namen Zephir als eine wirkliche Person vorgestellt wird, und mit seinen drei Brüdern, dem Ostwinde, Südwinde und Nordwinde unter der Herrschaft des Aeolus stand. Sie wohnten alle vier in Hölen, und Aeolus ließ nach Gefallen den einen oder den andern heraus.

Aber wie schön ist das nun nicht gesagt?

„ Wenn Doris sich im Garten zeigt,

„ Singt Philomel' und Zephir schweigt.“

Gene, um diese Freundin der Natur zu bewillkommen — dieser — aus Ehrfurcht vor ihr. Alles ist mit ihr zufrieden, und sucht ihr Freude zu machen: denn sie ist sanft und gut. Nun weiter gelesen, Mädchen!

Minch. „ Wenn sie am bunten Blumenbeet

„ Gedankenvoll spazieren geht,

„ Stehn alle Blumen um sie her,

„ Als wenn sie ihre Göttin wär,

„ Und sie in ihrer schönsten Pracht,

„ In der sie sie hervor gebracht,

„ Ihr huldigten. Balsam'scher Duff
 „ Erfüllt die kühle Morgenluft. „

Ernst. Hier einen Augenblick stehn geblieben!
 Es ist, heißt es hier, als wenn die Blumen ihr
 huldigten. Dieses Wort ist auch vielleicht un-
 bekannt.

Karl. O nein! Huldigen — sagt man von
 Unterthanen, wenn sie ihrem Könige oder Für-
 sten den Eid der Treue schwören, und ihn für
 ihren Oberherrn anerkennen. —

Ernst. Also die Blumen huldigten der Doris —
 sie erkannten sie für ihre Gebieterin, oder wie es
 nach her von der Rose heißt, sie boten sich an.
 Wahrscheinlich liegt in diesem Ausdrucke auch
 noch der Nebenbegriff: Sie bekannnten es, daß
 Doris noch schöner sey, als sie alle. — So
 weiß also der Dichter oft durch ein einziges
 Wort sehr viel auszudrücken, in einem einzigen
 Zuge eine Menge von Begriffen zu vereinigen,
 und von jedem Leser, der diesen Sinn gleich faßt,
 und die Schönheiten desselben gleich empfindet,
 sagt man: Er liest den Dichter mit Geschmack.

Minch. „ Die Lilie, die sich treuer glaubt,
 „ Als Ros' und Nelke, hebt ihr Haupt;
 „ Weit über Ros' und Nelf' empor,
 „ Und steht in aller Blumen Chor
 „ Weiß, wie die Unschuld in der Schaar

„ Der

„ Der Tugenden. “

„ Die Göttin sieht

„ Mit Einem Blick, wie alles blüht. “

„ Die eitle Tulppe nimmt es wahr,

„ Beherzigt den empfangnen Blick

„ Und denkt: Ich bin das Meisterstück

„ Der Göttin! Als aus ihrer Hand

„ Ich stolz hervor gieng, o da stand

„ Die Göttin selbst gedankenvoll

„ Und sah mich an. Ich weiß es wohl. “

„ Die Göttin aber geht vorbei

„ Und sieht sie nicht — sagt nicht, sie sey

„ Ihr Meisterstück. “

„ Die Rose zieht

„ Die Augen auf sich. Aufgeblüht,

„ Wie eine junge Schöne, stand

„ Sie da vor ihrer sanften Hand

„ Und bot sich an. Doch Doris bricht

„ Die Königin der Blumen nicht.

„ Ach! sagt sie nur, wie schön bist du!

„ Die andern Blumen hören zu,

„ Sie sieht den königlichen Fuß

„ Der Blätter — sie bemerkt den Schuß

„ Der Dornen um sie her. Der Duft,

„ Mit welchem sie die dünne Luft

„ Durchbalsamt, riecht ihr kräftiger

„ Als alles Oel der Indier. “

Ernst. Schon wieder viel Schönes! Die Lilie, wegen ihrer weissen Farbe mit der unbefleckten Unschuld verglichen wird, drängt sich hervor, um bemerkt zu werden. Sie hält' es verdient: allein eben deswegen, weil sie sich hervordrängt, wird sie weder geachtet noch verworfen. Die Göttin, die edle Doris übersieht nur im Ganzen die Pracht der blühenden Natur. Indessen kommt doch die Tulpe, welche, vielleicht wegen ihrer blendenden auffallenden Farbe, eitel genannt wird, noch übler weg. Sie krüstet sich — prahlt mit ihren Vorzügen, und — Doris geht vorbei, und sieht sie nicht einmal an. So gehts fast allemal! Wenn ihr auch wirklich gute, tugendhafte Kinder seid; so müßt ihr doch nie eure Güte und Tugend mit Gewalt geltend machen wollen, selbst dann nicht allemal, wenn man euch Unrecht thut, und euch z. B. eines Fehlers beschuldigt, den ihr nicht an euch habt. Ihr werdet in der Folge schon finden, wie nöthig diese Verhaltensregel sey. In der großen Welt, unter einem größern Haufen von Menschen, welche wir so wenig kennen, als sie uns bekannt sind, ist es oft unmöglich, kleinen Beleidigungen auszuweichen. Da wird man oft verkannt, und geringer geschätzt, als man's verdiente. Wolltet ihr da nun allemal gleich unmutig werden, und laut über angethanes Unrecht schreien, so würdet ihr nicht nur nicht gehört, sondern oft sogar noch mehr

mehr verachtet werden, und euch noch größern Beleidigungen aussetzen. Wer wirklich gut ist duldet auch viel unvermeidliches Böse, und denkt nicht einmal dran, daß ers nicht verdient habe. Habt ihr aber keine eigentliche Vorzüge, wodurch ihr nützliche Menschen werden könnt, sondern nur, wie die Tulpe, etwan ein wenig Schönheit, und ihr wollt doch noch mit Vorzüge prahlen — dann geht man vor euch vorbei, und steht euch nicht. Wenigstens werdet ihr bei guten und verständigen Menschen unmöglich dabei in Achtung stehen können. Und das Lob eines einzigen von diesen guten und verständigen Menschen ist ja doch immer mehr werth, als der lautste Zuruf von tausend Narren. Wenn Doris lobt; so hören alle Blumen zu: denn ihr Lob ist kräftig, wie der Duft der Rose.

Das Oel der Indier, welches bei dieser Gelegenheit vorkommt, ist der Balsam, der vorzüglich aus Ostindien kommt, und größtentheils aus gewissen Pflanzen gepreßt wird. Es ist sehr wohlriechend und sehr kostbar. Man pflegte sich in den alten Zeiten damit zu salben, um den Körper geschmeidig zu erhalten, und besonders, um die gesundheit der Füße zu bewahren, weil man nämlich damals nicht wie jetzt Schuhe trug, sondern bloße Sohlen unter den Füßen. Das sogenannte Nardenwasser, womit Maria die Füße

Jesu salbte, war auch nichts anders, als solches
Del von der Nardenpflanze.

Minchen. (fährt fort.)

- „ Stillschweigend steht sie lang und sieht
 „ Rund um sich her, wie alles blüht.
 „ Im Beggehn aber thut sie nur
 „ Drei kurze Seufzer: O Natur!
 „ Wie schön — ach! wie so schön bist du!
 „ Und bald darauf setzt sie hinzu:
 „ Wie groß dein Gott! Und dann verläßt
 „ Sie Ros' und Garten, und ein Fest
 „ Der Freude nimmt sie auf. Jedoch
 „ Auch da denkt sie zuweilen noch
 „ Wie groß ist Gott!

Wie groß ist Gott! wiederholte hier Ernst mit
feierlicher Miene, indem er ehrfurchtsvoll seine
Mütze abzog, und neben sich auf den Tisch legte.
Wie groß ist Gott! Und wie so schön sein
Werk! Wie schön bist du, Natur!

Ja, Kinder! Ich freue mich allemal, wenn
ich Menschen sehe, die das fühlen können, und
ich möchte Thränen weinen, wenn so mancher
unempfindlich dabei bleibt, und vor allen den
tausendfachen Schönheiten der Natur vorüber-
geht, ohne sie weder seiner Aufmerksamkeit werth
zu achten, noch sein Auge dabei zum Himmel zu
richten.

richten. Es ist allemal das Zeichen einer un-
 schuldigen, gefühlvollen Seele, wenn man an
 dem Anblicke der schönen Natur so sein herzlich-
 Vergnügen findet. Nirgends wird uns die Gott-
 heit sichtbarer, als hier. Es ist, als schwebte sie
 selbst auf den milden Strahlen der Morgen-
 sonne, als wehe sie in jedem Lüftchen und wankte auf
 jedem lieblichen Blümchen vor unsern Augen.
 Allenthalben scheint sie da gegenwärtig zu seyn.
 Wenigstens findet man hier allenthalben die
 deutlichsten Spuren ihrer Macht und Weisheit
 und Liebe.

Doris war eine Blumenfreundin; und wirklich
 ist auch schon der Anblick der Blumen allein
 fähig, den Ausruf zu erzwingen: Natur! Ach!
 wie so schön bist du! — Wie groß dein
 Gott! — Die Entstehungsart der Blumen —
 wie ist sie nicht so wunderbar! Ein unansehn-
 liches Saamenkörnchen wird in die Erde gelegt —
 seine gröbern Theile verfaulen — die feinern
 entwickeln sich — es wird ein Halm hervorge-
 trieben — an seiner Spitze setzt sich eine Knospe
 an — die Sonne erwärmt die darin enthaltenen
 feinen Blätterchen — destillirt ihre Säfte zu
 Farben — die Blätterchen wachsen — dringen
 aus der Hülle der Knospe hervor, und — siehe
 da! — eine Blume, deren Schönheit der größte
 Künstler nicht vollkommen nachbilden kann. Und

jede Blume hat wieder ihre eigne Schönheit, wenn sie gleich zu dem nämlichen Geschlechte gehört. Jede einzelne Rose an Einem und demselben Rosenstocke zeichnet sich vor ihrer Nachbarin bald in der Bildung, bald in der Größe, bald in der Mischung der Farbe aus. Und eben so hat auch jede Jahreszeit wieder ihre eigne Blumen. Im Frühlinge, im Sommer, im Herbst — immer haben wir wieder etwas anders, was uns Vergnügen macht. Wäre das nicht; so würden wir bald selbst der schönsten Blumen überdrüssig werden. Wie giengs Minchen, als sie das Klavier spielen lernen sollte? Erst war es ihr etwas Neues. Da klimperte sie auf Tischen und Stühlen mit ihren Fingern herum. Jetzt aber würde sie gewiß das Klavier zerschlagen wollen, wenn man ihr geböte, immer nur ein einziges Stück, und wär' es auch noch so schön, zu spielen, ohne daß sie darin auch die geringste Abwechslung suchen dürfte. Wie gütig hat nicht also Gott für unser Vergnügen gesorgt, indem er so viel Mannigfaltigkeit in den Dingen hervorbrachte die uns Vergnügen machen können! Ja! diese Mannigfaltigkeit hat er sowohl für unsern Geruch, als für unser Gesicht hervorgebracht. Die Rose riecht anders, als die Nelke, die Nelke wieder anders, als die Aurikel, und das geht so immer fort. Selbst dadurch sogar, daß einige Blumen uns bloß durch den

Anblick,

Unblick, andere aber zugleich durch den Geruch reizen, ist unser Vergnügen einer größern Mannigfaltigkeit fähig geworden. Wer sollte nicht bei dem allen einmal nach dem andern ausrufen: Wie groß ist Gott! Wie groß durch die Natur! Und wer sollte nicht diesen Gedanken immer rege erhalten? ihn so oft als möglich denken? Nimt uns auch ein Fest der Freude auf — befinden wir uns auch in dem Gewühl von tausend Lustbarkeiten; so muß dem ungeachtet dieser Gedanke noch immer willkommen bleiben. Wenn wir es sehen, wie unsre Schwestern und Brüder so herzlich froh sind — wie sie sich einander ihr kurzes Leben so recht angenehm zu machen suchen, und wir sind ebenfalls in ihrem Kreise; so müssen wir uns daran gewöhnen, uns zuweilen aus dem Gedränge zu entfernen, und dem großen Freudengeber über uns eine stille Freudenthräne zu weinen. Seid ihr also nur auch immer recht aufmerksam auf alles, was euch in der Natur aufstößt! Lernt allenthalben denken und allenthalben empfinden, und wenn eure Gedanken stille stehn; so ruft mich nur dazu! Dann helf ich euch entweder denken, oder ich stehe mit euch still, und rufe aus: Wie groß ist Gott! Ich weiß sicher, ihr werdet dann bald mit weit mehr Wärme und Herzlichkeit Gott als euren Vater denken — mit weit mehr Frömmigkeit euch eures Lebens freuen lernen.

Und

Und nun sind noch die letzten Worte übrig —
Minchen — — — „ Dein schön Gesicht

„ O Doris, reizet mich so nicht

„ Wie deine Tugend. Diese steht

„ Wie Marmor. Schönheit — die vergeht:

„ Was soll ich denn? „ fragte Ernst seine
Haushälterin, die grade jetzt ihn herausrief.

„ Die Predigert Wittwe wartet auf Sie „ war
die Antwort.

„ Gut! Minchen und Justchen gehen indessen
in den Garten, und Karl bleibt bei Fränzchen,
bis ich wieder komme. „

Minchen hüpfte, Justchen gieng, und Karl
warf beiden einen traurigen Blick nach.

(Der Beschluß folgt.)

VI.

Der Hundsattler und der Leineweber.

Kriminalanekdote.

Im Fränkischen durchstrich vor ungefähr vierzig
bis funfzig Jahren ein Krämer das Land,
den der größere Haufen fast durchgängig nur
unter der Benennung des Hundsattlers kante.
Es war ein Mann, der mit Schnittwaaren
handelte,

Handelte, auf den Dörfern und in den Flecken oft ansehnlichen Absatz fand, jenen Spitznamen aber von den zwei englischen Docks erhalten hatte, die er überall mitzuführen, und mit einem Theil seiner Waaren zu bepacken, mithin sie gleichsam zu satteln pflegte. Ein junges Weibsbild, das er für seine Frau ausgab, und bei welcher ihm wenigstens alle Rechte eines Mannes frei standen, war seine gewöhnliche Begleiterin. Für so ganz engelrein galt freilich seine Denkart und sein Betragen nicht; gleichwohl wußte niemand ihm etwas auffallendes nachzusagen und noch minder zu erweisen.

Um eben diese Zeit lebte auf dem Lande, in einem kleinen ofnen Marktflecken ein Leineweber, der schon Vater von sechs Kinder und ein kreuzbraver Mann, nur eben seiner zahlreichen Familie halber so blutarm war, daß oft die Sonne Wochenlang in seine Küche schien, ohne einen Funken Feuer auf seinem Herde zu finden. Der Hundsfattler hatte ihn, weiß der Himmel, durch welchem Zufall, kennen gelernt, und pflegte zuweilen, wenn Nacht oder übles Wetter sein weiteres Fortkommen hinderten, hier auf einer Streu — denn an ein Gastbette war nicht zu gedenken — zu übernachten. Wenn ihm dann sein armer Wirth nach gewöhnlicher Art der Dürftigen, seine Noth recht herzlich klagte, schien

er

er ihm mit Theilnehmung zuzuhören, und versprach; bei erster vorkommender Gelegenheit auf Verbesserung seiner Umstände zu denken.

Einst kam der Krämer und seine angebliche Frau gerade zu einer Zeit, wo die Noth des Webers äusserst groß und dringend war. Er sollte zwei Gulden, die ein harter Gläubiger ihm vorgestreckt, zahlen, oder des andern Morgens sein Handwerksgeräthe sich auspfänden lassen. Im ganzen Hause waren keine vier Kreuzer aufzutreiben; zu verkaufen oder zu versetzen war auch nichts mehr; kein neuer Darleiher wollte sich finden, und der ältere war unerbittlich. Die arme Frau rang die Hände; der Mann saß hinter seinen Weberstuhl, stumm, thranend und zur Arbeit unfähig; die Kinder schrieken um Brod. Als der Hundsattler diesem Jammer eine Weile zugesehn und zugehört hatte, sagte er: „Wohl an, hier will ich mich ins Mittel schlagen. Ich bin so eben im Begriff zu einem meiner vorzüglichsten Kunden zu gehen, eine ansehnliche Summe Silbergeld einzufassiren, und einige neue Waaren abzuholen. Komm mit; hilf mir tragen! Ich will dir reichlich lohnen. Ueberhaupt, wenn ich merke, daß du in mein Geschäfte dich schickst, so will ich dich von nun an dazu gebrauchen, und ich wette, es soll dich bald besser als dein ärmlicher Weberstuhl nähren. Aber
freilich

freilich, da deine Noth dringend ist, so müssen wir auch sogleich uns aufmachen. Ich hatte ohnedem keine Lust heute hier zu übernachten. Mein Weib aber mag da bleiben und unsre Rückkunft abwarten.

Wer war bereitwilliger zu allem diesem, als unser Weber! Da der Krämer noch überdies einen Zwanziger vorstreckte; da sogleich Brod und Bier dafür eingekauft und das Weinen der Kinder gestillt ward, so entstand aus dem bisherigen Klagen ein ordentlicher Jubel. Man aß, und die beiden Männer machten sich dann sofort auf den Weg. Dieser Weg gieng durch einen Wald. Es ward schon dunkel, als sie sich in der Mitten desselben befanden. Als sie an einen Kreuzweg kamen, blieb der Krämer ein paar Augenblicke stehen, und pfif viermal äusserst stark nach jeder Himmelsgegend, ohne daß sein Gesfahrte begreifen konnte; warum dies geschähe? Sie giengen weiter; nach drei oder vier Minuten rauschte es zur Rechten und zur Linken stark ins Gebüsche. Der Weber fuhr erschrocken zusammen; er erschrack noch mehr, als neun oder zehn Kerle hervorsprangen, unsre beiden Wanderer umringten, den Weber mit einiger Verwunderung anstaunten; und endlich fast einstimmig riefen: „Willkommen, Hundesattler, willkomm! Wo stecktest du denn so lange? Und wer ist dieser hier?“

„Ein

„Ein neuer Kamerade ist es! erwiderte der Krämer. Armuth und Unfälle haben ihn in der Welt bisher genugsam ausgebeutelt. Nun will er sich an andrer Leute Beutel dafür schadlos halten. Ich steh' euch für seine Treue; denn ich kenn' ihn schon lange.“

„Wenn dem so ist, so sey er uns willkommen! antworteten alle; ergriffen einer nach dem andern seine rechte Hand, und schüttelten sie gleichsam zur Bestätigung ihres Bundes. Stumm und zitternd stand immer noch der Weber in ihrer Mitten. Daß man so ihm helfen, in eine solche Gesellschaft ihn einführen wolle, davon hatte er in den Worten des Sattlers, so sonnenklar sie jetzt ihm wurden, keine Silbe gemutmaßt. Gern wäre er wieder tausend Meilen davon entfernt gewesen; gern hätte er sich in diesem Augenblick wieder in sein häusliches Elend zurück gewünscht; gern hätte er diesen gräßlichen Bundesgenossen gradezu gesagt: daß er jede Verbindung mit ihnen verabscheue. Aber er besorgte nicht ohne Grund, daß er selbst dann so gut als geopfert sey. Ein drohender Blick den der Hundsattler ihm zuwarf verstärkte diese Besorgnis, und die Liebe zum Leben bewies ihre gewöhnliche Stärke. Er sammelte daher alle seine Kräfte, nahm eine willige Miene an; erwiderte ihren Händedruck; dankte für gute Aufnahme und versprach sein Möglichstes zu thun, um der Gesellschaft nützlich zu werden. Jetzt

Jetzt eröffnete der Krämer, der sich überhaupt als Anführer der Bande betrug: wohin es heute gehn solle? — „Ein reicher Müller, sagte er; ohngefähr eine kleine halbe Meile von hier wohnhaft, dessen Mühle ganz abseitig liege, der weder wegen seiner selbst, noch wegen seines Hausgefindes viel zu fürchten sey, habe, wie er gewiß wisse, vor vier oder fünf Tagen dreitausend Gulden baar eingenommen. Diese könnten sie besser brauchen, als er. Das Geschäft sey eben so leicht, als belohnend. Um unerkannt zu bleiben, wollten sie das Gesicht sich schwärzen. Wirth, Wirthin und ein paar Mägde müßten zuerst gebunden und geknebelt werden; die zwei Mühlenpurschen würden in der Mühle beschäftigt seyn, und vielleicht nicht einmal merken, was im Hause dardneben vorgehe. Merkten sie es, und setzten sich zur Gegenwehr, so würde die Gesellschaft leicht den Meister spielen, und müsse zur schuldigen Dankbarkeit, alles was dort Odem hohle, umbringen.“

Man stimmte einmüthig diesem Vorschlag bei, machte sich sofort auf den Weg, und vertheilte während desselben die Rollen bei der Ausführung. Unserm Feinweber; weil er noch Lehrling im Handwerk sey, ward das bloße Schildwachstehen zugetheilt. Auch dafür ward ihm heimlich bange genug; doch fuhr er fort sich zu verstellen, und versicherte, so wachsam als möglich zu seyn. Der

Einbruch selbst gieng nach Wunsch von statten. Der Müller und sein Hausgestude ward im tiefsten Schlaf überfallen; Alle waren schon gebunden eh ihnen noch von Dieben träumte. Ubergleichwohl fanden auch diese bei weitem nicht alles, was sie suchten. Daß dem Müller ein Kapital von dreitausend Gulden vor wenig Tagen eingegangen, das hätten dem Hundsfattler seine Kundschafter richtig hinterbracht; doch daß ebendasselbe schon wieder ausgeliehen worden, das hatte er nicht erfahren, und fluchte daher jetzt fürchterlich, als er das leere Nest antraf. Der unglückliche Müller mußte eben daher an seinem Körper verschiedne Mißhandlungen erfahren, die fruchtlos blieben, weil er doch auch beim willigsten Herzen jenes Geld nicht bezuschaffen vermochte. Man packte dann zusammen, was man fand; knebelte nochmals die Beraubten sorgfältigst, und entfernte sich. Im Walde theilte man die Beute; auf unsern Weber kamen fünf Gulden; die übrigen Räuber zerstreuten sich im Gehölze. Der Hundsfattler und der Weber gingen gradewegs auf ihre Heimath zu.

Raum aber sah sich dieser Letztere mit seinem angeblichen Versorger wieder allein, als er in die bittersten Vorwürfe, wegen der That, wozu er ihn verleitet habe, ausbrach. Der arme, ehrliche Mann schwur: daß er eher den Bettelstab als diesen Ausweg gewählt haben würde, wenn er

nur

nur mit einer Silbe sein Vorhaben gemuthmaßt hätte. Er wollte selbst jetzt die ihm zugefallenen fünf Gulden wieder geben. — Es sey Sündengeld, sagte er, es sey Blutschuld, die ihn schwerer, als selbst der Hunger drücke; und er werde nie an die heutige Nacht denken, ohne zu berethen, daß bloß die Liebe zum elenden Leben und die Sorge für sein Weib und seine Kinder ihn bewegen können, hülfliche Hand bei einem solchen Vubenstücke zu bitten. "

Der Hundesackler hörte die ganze Rede gelassen und lächelnd an; nur die fünf Gulden schob er zurück, so oft sein Gefährte sie ihm anbot. — „Behalte sie, sagte er, ich begreife gar wohl, daß sie dir feigherzigen Memme sauer genug zu verdienen fielen. Bedenke daran, daß vielleicht morgen dein Weib und deine Kinder verhungern, wenn du jetzt deinen Bettel wegwirfst, der wenigstens nie wieder an seinen eigentlichen Herrn zurückkommen soll. Willst du aus frommer Dummheit mit Gewalt ein armer Teufel bleiben, so bleib es! Ich weiß dir wenigstens den Weg, wo du dir helfen könntest; dich mit Gewalt gescheide und glücklich zu machen, wäre Thorheit. Nur das merke dir, Kerl! Von allem, was du bei uns sahst und hörtest, halte das Maul! Unterstehst du dich, auch nur ein Wort davon auszusplaudern, so wird dir die Hütte über'n Kopf angezündet; so soll nicht etwan dir allein den

Schädel zerschmettert, sondern auch Weib und Kinder vor deinen Augen erwürgt werden; daß schwör' ich dir, du magst einen Gott oder Teufel glauben, bei beiden! Und das werden gewiß vierzig bis fünfzig Bursche möglich machen, denen weder vor Galgen noch Gerichten graut.

Diese herrliche Zusicherung ward in einem Tone ertheilt, der bestätigen half, daß sie ernstlich gemeint sey. Der arme Weber, für das Leben der Seinigen besorgter, als für sein eignes, verschloß daher auch sorgfältig seinen Mund; selbst seiner Frau sagte er von der Geschichte dieser Nacht kein Wort! Er sah den Hundsfattler in den nächsten drei oder vier Woche noch einigemal; er zitterte heimlich, so oft der Räuber zu ihm eintrat; aber wenn derselbe ihn lachend einlud, wieder mit zu gehn, antwortete er bloß mit einem treuherzigen: Gott bewahre! und verschmerzte gern Spott und Schimpfreden seiner Zaghaftigkeit wegen.

Selten entläuft der Dieb lange dem Galgen, und noch seltner lebenslang dem Gerichte. Auch der Hundsfattler ward einige Monate drauf zu Bayreuth, nicht jenes Einbruchs, sondern anderer ähnlichen Räubereien halber verhaftet. Die Anzeigen gegen ihn waren stark. Er leugnete zwar frisch weg; doch konnte er sich von der Tortur, die damals bei Gerichten noch allgemein im Schwange war, nicht losleugnen. Sie ergieng,
und

und zwar ziemlich scharf über ihn. Er ertrug sie, wie man einen mäßigen Kopfschmerz erträgt; beharrte fest auf seiner Vertheidigung, und erhielt endlich nicht nur wieder seine Freiheit, sondern auch schriftliche Anerkennung seiner Unschuld, nebst Erlaubniß, sich, wie bisher, von seiner Krämerei zu nähren, und wegen erlitner Untersuchung weder Schaden noch Vorwurf dulden zu dürfen. So gieng er aus dem Kerker, mit dem festen Vorsatz: sein bisheriges Handwerk treulich, nur etwas vorsichtiger als ehemals fortzusetzen.

In der Vorstadt von Bayreuth war ein Wirthshaus, wo er vordem oft einzukehren pflegte. Auch jetzt nam er dahin einen seiner ersten Ausgänge, und weil es grade Jahrmarkt war, fand er im untern Zimmer eine Menge Gäste beisammen. Einige alte Bekannten umringten ihn beim Eintritt, freuten sich ihn wieder ledig zu sehn; fragten: Wie es denn eigentlich damit hergegangen sei? Ob er viel ausstehn müssen? Ob er völlig gerechtfertigt worden? Und dergleichen mehr. — Er prahlte dagegen, soviel sich nur prahlen läßt, mit seiner Unschuld, seiner Herzhaftigkeit in unverdienten Leiden, und seiner endlich anerkannten gerechten Sache. Er wies überall den erhaltenen Freiheitsbrief herum, und unterließ freilich nicht, auch gegen die löbliche Justiz manches bittere Wörtgen fallen zu lassen,

weil sie einen ehrlichen Kerl so mir nichts, die nichts quälen könne, und doch am Ende, wenn diesem nur das Herz auf dem rechten Flecke sitze, vor dem Mund sich schlagen müsse. — Diese Erzählung wirkte. Man bedauerte seine erlittenen Schmerzen; bewunderte seinen Muth bei ihrer Ertragung; und drängte sich von allen Seiten um ihm herum, nicht nur um ihn zuzuhören, sondern auch, gleichsam zur Entschädigung, ihm etwas abzukaufen.

Aber unter den Gästen in eben diesem Zimmer war auch einer befindlich, dessen der Hundsfattler sich gewiß nicht versah, und von dem er nicht ahnden konnte, daß er bald als sein schrecklichster Peiniger aufzutreten werde; und dis war — der Freimann von Culmbach. Niemand kannte denselben, und wohlweislich hatte er auch Niemanden sich zu erkennen gegeben; denn die Denkart damaliger Zeiten entfernte noch Gerichtsdiener und Freimänner beinahe von jeder bürgerlichen Gesellschaft. Einsam und still saß er in einem Winkel bei seinem Krüge Bier. — Doch eben dieser Freimann war selbst, ein Jahr vorher, zur Nachtzeit völlig ausgeraubt worden; und jetzt, so wie er den Hundsfattler eintreten sah, erkannte er den Kock desselben für eines seiner ehemaligen Kleider; und den Anzug seiner Begleiterin für einen Sonntagshabit seiner eignen Frau. Daß er gegen ein also gekleidetes Paar aufmerksam ward, erzieht sich von selbst; und gleich aus den ersten Reden sah er noch deutlicher, mit wem er zu thun habe? Er entfernte sich daher leise aus dem Zimmer, rief aber den Wirth beiseite und sagte: „Herr, mit seinem Haus und Vermögen haftet er mir, oder viel mehr der Gerechtigkeit für den Mann da drinnen. In einer halben Stunde auf späteste bin ich, und zwar hoffentlich mit hinlänglicher Begleitung wieder da? Will der Vogel indeß ausfliegen?

liegen, so halt' er ihn auf, es sey im Guten oder Bösen? Tref' ich ihn nicht noch, oder erfahre wenigstens pünktlich, wohin er zugin, so sitzt der Herr selbst heute noch, als ein Diebshehler, in Ketten und Banden."

Der Wirth wollte freilich dagegen verschiednes einwenden; doch jener ging unverweilt fort; und es bedurfte beim Hundsfattler auch weder List noch Gewalt, ihn so lange aufzubalten, bis das Eisen fertig geschmiedet war. Er dachte an keine Gefahr, und zechte, schwatzte und prahlte noch immer fort, als der Culmbacher schon mit der Wache eintrat. Jetzt, als sie Hand an ihn legte, stuzte er freilich nicht wenig; spielte bei der Verhaftung und bei der Frage: Wo er diese Kleider her habe? den Unwissenden, gleichsam Beleidigten; mußte aber doch, so ungern er wollte, wieder in eben den Kerker wandern, den er vor kurzem erst verlassen hatte.

Verdächtige Umstände, fremde Zeugnisse, eigene Widersprüche häuften sich jetzt stärker, als vorher gegen ihn. Die Justiz, ihrem damaligen Schlendrian getreu, sprach abermals auf geschärfteste peinliche Frage. Man fand dies vollkommen in der Ordnung; nur war man verlegen drüber; welche Marter eigentlich gegen eine Person zu gebrauchen sey, deren Hartnäckigkeit man schon aus Proben kannte. Der Culmbacher Freimann bot auch hier seine Beihülfe an, und mit einem Scharfsinn, der jeden gefühlvollen Menschen zwar zum Unwillen und Abscheu reizt, den man aber ein halbes Jahrhundert früher, bei Leuten seiner Art sehr zu billigen pflegte, zwang er das wirklich, was er zwingen wollte. Denn ein feines baumwollnes Hemde, im Baumöl eingetaucht, und mit einer gewissen Voracht am Leibe des Hundsfattlers angezündet, verursachte diesem so unerträgliche Schmerzen, daß er sich endlich alles zu bekennen erbot.

Schändlich, gräßlich, wamenschlich — ich wiederhole es! — war diese Marter. Ich würde sie verdammen, selbst wenn sie gegen einen Navillac, oder jene Teufel in der Weltgeschichte, gegen die Urheber der Pariser Bluthochzeit, gebraucht worden wäre. Wenn dies Verfahren in dem ja durch etwas entschuldigt werden könnte, so müßte es dadurch seyn, daß solches wieder gegen ein Ungeheuer ergieng. Die Richter, als der Hundsfattler einmal zum Geständniß kam, erlebten mehr, als sie wollten; mehr als die kühnste Einbildungskraft sich vorgestellt hatte. Nicht zu frieden damit, seit vielen Jahren, bald allein und bald in Gesellschaft, bald des Tags in Wäldern und auf der Straße, bald des Nachts durch gewaltsamen Einbruch zu rauben, hatte dieser Bösewicht auch eine ungeheure Menge Menschenblut auf sein Gewissen geladen: hatte nicht nur unschuldige Fremde, freundschaftliche Reisegegnossen sondern sogar sein eigen Fleisch und Blut gemordet: hatte um gleichsam desto eigenthümlicher in seiner Art zu seyn, es nicht aus Habsucht allein, sondern aus einem Uberglauben gethan, in welchem Grausamkeit und Wahnsinn um den Vorzug wetteifern. — „Hätt' ich nur den einzigen Tag, als ich gefangen ward, noch überstanden, (sagte er im Verhör mit halben arimigen Lachen) so hätt' ich euch und eure Käfige, eure Wachen und Henker verspotten können. Und warum das? — Weil ich an eben den Abend das neunte schwangre Weib zu ermorden dachte, und all: Gelegenheit dazu mir schon ausersahen hatte. — Ein allgemeines Erstaunen bemächtigte sich jetzt der Gerichtspersonen; sie forschten weiter und genauer nach; und siehe da, der unglaubliche Bösewicht hatte schon acht schwangere Weiber gemeuchelmordet, aus ihren Leibern die Geburten gerissen, und die Herzen derselben, indem sie noch lebten, oder vielmehr suchten, gefressen. Ja, um dies

dies abscheuliche Vubenstück recht vollständig zu machen, hatte seine eigne erste Frau, ein unschuldiges Geschöpfe, das ihn nie beleidigt, aber deren er bald überdrüssig geworden war, hatte er sein eignes erstes Kind auch das erste Opfer abgeben müssen. Man schauderte bei diesem Geständnis zurück; aber man wußte nicht, was man vollends von der Ursache denken sollte, die er angab. Der grausame Ubergläubische hatte gehöft nach dem Genuß des neunten Herzens — fliegen zu können, wie ein Vogel.

So willig übrigens der Hundssattler war, sich seiner Unthaten gleichsam zu rühmen, so verschlossen war er in Angabe seiner Zunftgenossen. Man befragte ihn oft, ernstlich, und mit Bedrohung abermaliger Folter nach denselben. Er blieb dabei: daß er weder ihre eigentlichen Namen noch Wohnungen kenne; sondern, daß er nur immer auf der Straße, an bestimmten Tagen und Decern sie getroffen habe. Auch hätten sie sich ganz gewiß nun sämtlich schon aus Deutschland, oder wenigstens aus den nächsten Kreisen weggeflüchtet; denn sie waren darüber einig geworden, sich sofort zu zerstreuen, sobald einer von ihnen, zumal ihr Oberhaupt, eingezogen werde. — Daß man ihm dies nicht glauben wollte, war sehr natürlich. „Wohlan, sagte er, als man einst scharf in ihn drang: eines Namen, und Wohnung kenne ich allerdings; und glaube auch, daß man seiner habhaft werden dürfte. Dieser war mein treuester Genosse in allen meinen Räubereien; war, so einfältig er sich stellt, schlauer als ich; und kann allerdings noch mehr gestehen, als ich selbst.“ — Man fragte nach den Namen, und er nannte — sollte man es glauben? — jenen armen Leineweber.

Daß derselbe auf diese Angabe, sofort geholt und hingsetzt ward, erräth man leicht. Aber seine Zunge erzählt, und seine Feder beschreibt

das Schrecken das der Unglückliche dabei empfand. Schon lange vorher, als er des Hundsattlers erste Verhaftung hörte, hatte er heimlich gefürchtet, in sein Schicksal mit verwickelt zu werden; doch nunmehr war er schon seit einer geraumen Frist wieder ruhig und sicher. Denn was gieng ihm jener Culmbacher Diebstal an? und zudem sprach man auch im ganzen Lande davon, daß jener sonst vermaledeite Bösewicht doch so ehrlich sey, keinen seiner Gehülfsen zu verrathen. Eben hatte dem Weber seine Frau den Tag vorher die freilich nicht tröstliche Nachricht mitgetheilt; daß sie zum siebentenmale schwanger sey. Auch darüber nachdenkend saß er gerade in der Dämmerung, und erhobte sich ein wenig von den Arbeiten des Tages, als er den fürchterlichen Besuch der Gerichtspersonen eintreten sah. Ein Schauer am ganzen Leibe überlief ihn sofort; aber vollends jedes Haar auf seinem Haupte, jeder Blutstropfen in seinen Adern erstarrte, als er, wiewohl noch kurz und dunkel, von der lügenhaften Aussage jenes Bösewichts etwas vernahm. Indeß sein Weib in Ohnmacht hinsank, seine Kinder um Hülfe und Erbarmen schriean und seine Nachbarn zusammenliefen, ließ er sich hinschleppen, wie ein Sinnloser, und gestand gleich bei der ersten Frage vor Gerichte, alles, was er gethan hatte; alles, was er wußte.

Aber auch bei der größten Aufrichtigkeit traf sein Geständniß mit der Angabe des Hundsattlers noch äußerst wenig überein. Umsonst behauptete der Weber im Verhör mit seinem Ankläger, daß er in allen übrigen schuldlos sey; umsonst beschwor er mit Thränen, mit aufgehobenen Händen den Verläumder: sich nicht so frevelhaft, so grundlos an ihm zu versündigen; dieser blieb unverrückt auf seiner Rede. Die immer steigende Herzensangst des Webers galt für einen Beweis gegen ihn. Eben die Armuth, die ihn hätte vertheidigen sollen, machte, daß man ihn auch jedes

Unternehmens fähig hielt; seine Akten wurden unter Umständen versendet, die im Voraus nicht viel Gutes ihm versprachen.

„Lieber zehn Unschuldige martern, als einen Schuldigen ent schlüpfen lassen. Diese der Menschlichkeit so entgegenstimmende Formel war damals ein Glaubenssatz auf allen juristischen Fakultäten. Auch unserm Weber ward daher die Tortur, und völlig von Rechtswegen zuerkannt. Er erlitt sie; und zwar schreckbar. Denn so oft er sich unter Scharfrichters Händen befand, gestand er für Schmerz alles, was man fragte und was man wollte. rief man mit Quälen nach, so wiederrief er alsbald, und verhalf sich durch diesen Wiederruf — nur zu erneuter, verstärkter Quaal. Sein öfters Ableugnen galt für bloße Bosheit; Beihülfe zu einer Räuberei war er doch einmal geständig; auf die Richtigkeit der übrigen erhob sich sein Mitgenosse zu sterben. Daß eine Privatfeindschaft zwischen ihnen geherrscht habe, konnte man aus nichts abnehmen. Dies waren für die Urtheilssasser Gründe genug, um auf den Tod zu sprechen. Sie erkannten für den Hundsfattler das Rad, für den Weber den Strang. Als der kleinere Verbrecher sollte dieser Letztere eine Todesangst minder leiden, und zuerst an Galgen

Als den Gefangnen dieser Ausspruch eröffnet ward, lächelte der Hundsfattler verächtlich und der Weber rang voll Jammer die Hände. Die Liebe zum Leben, mehr noch der Gram um seine nackten Kinder, um sein hüßloses Weib er wachten mit größter Stärke in ihm. Auch war diese Letztere in der That noch bedaurungswürdiger, als er selbst. Während seiner Verhaftung hatte sie und ihre sechs Waisen fast ganz vom Almosen der Nachbarn gelebt. Nur mit äußerster Mühe hatte sie zwei oder dreimal die Erlaubniß erhalten, ihren Gatten zu sprechen. Sie hatte

Hatte ihn gesehen, als man ihn mit noch ganz zerrenkten Glieder aus der Folterkammer zurück im Kerker brachte. Steine hätte damals ihre Jammer erweichen sollen. Daß sie in gegenwärtigen Umständen, bei der schwersten Handarbeit, beim öftern Laufen in die Stadt und wieder zurück in ihre Heimath, bei unablässiger Angst zur Nachtzeit und am Tage, bei der Noth, die sie drückte, bei der noch größern, die sie bedrohte, doch nicht ganz erlag; sondern immer noch in ihrer Schwangerschaft nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur fortging — dies würde unbegreiflich scheinen, wüßte man nicht schon aus andern Beispielen; wie ungebeuer viel ein Mensch, und zumal ein Weib, ertragen kann.

Ein einziger, aber schwacher Trost blieb ihr noch übrig; derjenige, welcher den Unglücklichen so selten ganz verläßt; die Hoffnung! — daß ihr Mann, bis auf jenes unselige Schildwachstehn, von allen Verbrechen ledig sey, das wußte sie gewiß. Denn noch im Gefängniß hatte er es auf heiligste ihr zugeschworen; und sie wußte, er werde sie nicht hintergehn; wußte noch aus mancherlei Umständen, daß er unmöglich des Hundesattlers genauer Freund gewesen seyn könne, daher hoffte sie immer: seine Richter würden doch endlich einsehn, was ihr so sonnenklar vor Augen stand; hoffte, der Himmel werde sich seiner Unschuld, und wäre es mit Zeichen oder Wunder, annehmen. Aber als der zum Hochgerichte anberaumte Tag nun da war; als sie das Todesurtheil öffentlich aussprechen hörte; als sie sah, wie man den Stab brach; wie sich der Zug bereits in Ordnung setzte; und ihr Mann mit thranenden Auge sie zum letztenmale umarmen wollte; da glaubte sie freilich an keine Rettung mehr. Sie riß sich von ihm los, und mit der ganzen Fülle der Verzweiflung, indem sie ihr jüngstes Kind auf den Armen trug, das nächste an der Hand fortriß,
und

und die andern ihr folgen hieß, flog sie zum Schlosse hin, und verlangte vor ihrem Fürsten gelassen zu werden.

Die Wache verwehrte ihr den Zutritt, denn sie glaubte, eine Wahnsinnige in ihr zu sehen. Aber eine freundschaftliche Seele flüsterte ihr zu: daß die Marggräfin so eben im Schloßgarten sich befinde; sofort eilte die Aermste dorthin, fand die Fürstin, und stürzte vor ihr aufs Knie hin. Auch hier von ihren Kindern umringt, beschwor sie bei diesen unglücklichen Geschöpfen, bei dem noch unglücklicheren, das untern ihrem Herzen liege, und in wenigen Tagen das Licht erblicken solle; bei ihrem Jammer ohne Maas und Ramen; bei allem, was der Himmel erhabnes und heiliges hat — bei diesen und bei tausend andern Dingen noch, beschwor sie die Marggräfin: sich ihres Mannes anzunehmen, nicht zu dulden, daß er in diesem Augenblick gemordet werde. Gemordet! denn er habe zwar gefehlt, doch nicht auf eine Art, die den Tod verdiene. Selbst, wenn er es hätte — Gott sey ja gnädig! Warum nicht auch Menschen und Fürsten?

Das Herz der Prinzessin war edel und weich. Sie fühlte sich von dem Jammer dieses unglücklichen Weibes, von den Thränen derer, die so eben wahre Waisen werden sollten, und vom Schicksale dessen, der vielleicht kein Verbrecher war, gerührt. Sie gieng zu ihrem Gemal, und bat selbst für das Leben des Webers. Er zögerte ein Weilgen, gewährte es ihr aber endlich doch. Der Zwerg des Fürsten erhielt Befehl aufs schnellste Ross aus dem Marggräf. Stall sich zu setzen, und dem Weber Pardon zu bringen. Die Marggräfin ermahnte zweimal ihm ja zu eilen, was er konnte; denn sie besorgte sonst, daß er zu späte kommen dürfe.

Ihre Sorge war nicht ohne Grund. So sehr jene unglückliche Halbwitwe und auch die Prinzessin

gehört sich gefördert hatten, so war doch eine ziemliche Frist darüber hingegangen, und der Zug zum Hochgericht indeß fortgesetzt worden. Das ganze Volk, das mit hinaus strömte, bedauerte den Weber; selbst diejenigen, die sonst auf sein hartnäckiges Läugnen geschmäht, schlossen nun aus seinem Betragen auf seine Unschuld, und wünschten seine Befreiung. Der Weg zum Hochgerichte war fern; man suchte ihn noch zu verlängern, so viel man konnte. Man ward immer lauter, immer unwilliger, je mehr man sich dem Ort der Hinrichtung nahte. Immer glaubte man: jetzt oder jetzt werde Hülfe kommen. Sie kam nicht, und man war endlich an der unglücklichen Stelle. Der Priester hatte bereits seine letzte Schuldigkeit gethan, und der arme Sünder stieg oder wankte vielmehr die Leiter hinauf. Jetzt, indem er schon auf der dritten Sprosse stand, und der Henker den Strick ihn um den Hals legen wollte, jetzt wandte sich der größte Theil der Zuschauer, halb unwillkürlich, noch einmal gegen die Stadt zu, und einige sahen von weitem etwas weißes in der Luft. Man schrie dem Nachrichter zu, einzuhalten. Man erkannte in nächster Minute das Roß, den Zwerg und das weiße Tuch. Pardon! Pardon! riefen wohl hundert Stimmen auf einmal. Man eilte dem Zwerg entgegen; man jauchzte von neuem, als man die Hoffnung bestätigt fand. Man rief von neuem Pardon, dem Weber, Pardon!

Stark war also die Wirkung, die diese angekündigte Gnade auf die Menge machte; noch stärker diejenige, welche eben dadurch auf einen Einzelnen verursacht wurde; und dieser war nicht etwa der Weber selbst, sondern der Hundsfattler. Hartnäckig hatte dieser Bösewicht ohnehin gleichem im Gefängniß alle geistliche Zusprüche, alle Erinnerungen an ein jenseitiges Leben zurückgewiesen. „Er werde schon als ein Mann, und
nicht

nicht als ein altes Weib zu sterben wissen! " Dies war seine gewöhnliche Antwort, wenn man ihn zur Neue über seine Missethaten ermahnte. In den letzten 3 Tagen, wo man ihm (nach einer in verschiedenen Ländern bei Vorurtheilen gewöhnlichen Sitte) freigestellte: was er zu essen und zu trinken wünsche, hatte er sich noch so gütlich als möglich gethan; hatte am heutigen Tage den Richtern, als sie das weiße Stäbchen brachen; ins Auge gelacht; auch im Hinausgehen noch über den Kerker des Vöbels, über den Unwillen, den einige gegen ihn ausserten, und über das Zittern seines Kameraden gespottet. — „Das soll meine letzte Freude seyn, sagte er, zuzusehn, wie dieser fromme Dieb seine Abschiedscapriole schneidet! " Und mit unverwandten Augen, mit immer gleichbleibender Gesichtsfarbe schaute er wirklich hin, wie dieser Arme die Leiter hinaufstieg.

Doch als grade im letzten möglichen Augenblick die Rettung wirklich noch sich einstellte, da ward der Hundsfattler auf einmal bleicher als eine weißgerünchte Wand, trat ein paar Schritte zurück, und rief: „Ja, es ist ein Gott im Himmel, und eine Vorsicht die ich bisher niemals glaubte! Dies ist die Probe, die ich mir setzte! Ich glaubte schon gewonnen zu haben, und sehe nun, daß ich verliere. " — Man fragte ihn: Was er eigentlich damit meine? — „Unschuldig, sprach er, ist der Weber. Nur gezwungen that er jene Wache indeß wir raubten. Selbst das Geld, das er bekam, wollt' er zurück geben, so sehr ihn auch Mangel und Hunger drückten. Jeden Diebstahl hat er sonst, wie den Tod selbst gehaßt. Alles dies wußt' ich, und verleumdete ihn absichtlich. Doch nicht etwa aus Nachbegier; sondern nur um zu sehn, ob es eine göttliche Gerechtigkeit gebe, die sich der Unschuld annehme werde. Jetzt erkenn' ich, es giebt eine; und ich bitte, man führe mich zurück, damit ich mich bekehren könne, ehe ich

ich sterben muß. Ich will auch noch manches bekennen, was wohl verdient, daß man einige Tage länger mich leben läßt. "

Man dachte, ich weiß nicht, soll ich sagen, billig oder fromm genug, um sein Verlangent ihm zu bewilligen. Er ward wieder zurück gebracht, und man erfuhr bei einem neuen Verhör allerdings manches von ihm, was nützlich und wichtig war. Denn jetzt erst zeigte er seine ehemaligen Genossen wahrhaft an: viele wurden eingezogen und das Land von Bösewichtern gesäubert. Ueber eine Menge von Diebstählen bekam man erspriesliche Erläuterung. Die Unschuld des Webers ward ausser Zweifel gestellt. Als obigen fehr 10 oder 12 Tage drauf der Hundsfattler zum zweitemal hinausgeführt wurde, betrug er sich mit einem so reuigen Tone und mit so vieler Ergebung in sein Schicksal, daß wenigstens die Menge dadurch erbaut ward. Ob eine solche Ueänderung viel innern Werth besitze, mag ich zwar nicht untersuchen, aber mich dünkt, es ist in dieser Geschichte mancher andre Zug des menschlichen Herzens merkwürdig; und vorzüglich der: daß auch der verstockteste Bösewicht Gelegenheit sucht, seine Zweifel gegen göttliche Vorsicht und Vergeltung entweder aufzuklären, oder mit einem Grunde mehr zu unterstützen; ja, daß er durch Prüfungen, die er dem Schicksal entgegenstellt, sich gleichsam zu verwahren sucht, wenn es doch vielleicht ein Leben und eine Rechenschaft jenseits des Grabes geben sollte. So mächtig ist der Wunsch des menschlichen Herzens: auch beim offenbarsten Unrecht noch Recht zu behalten! *)

N.

*) Diese Anekdote ist nach der Erzählung einer Person niedergeschrieben, die gewiß glaubwürdig ist, und die in ihrer Jugend selbst dieser Exekution zusah. Absichtlich ist nichts dran geändert worden; sollten doch Unrichtigkeiten sich eingeschlichen haben, so verdient der Verfasser hoffentlich eine lichte Berichtigung.

abres Hausthier sollte verunglückt seyn, und man dasselbe will ausgestopft haben: so kann man solches unmittelbar an Franz Häfen durch den Postwagen, oder durch die Boten postfrei schicken. Man muß jedesmal voraus bestimmen, ob man die Thiere, Vögel, &c. in mit Leinwand ausgefalteten Kästchen unter Glas zum Aufhängen in Zimmer, oder auf Bretzen und Stöcke zum Hinsetzen in Cabinetten, in Schränken, &c. verlangt. Briefe und Päckgen werden postfrei ausgebeten. Er kauft auch allerhand gefangene, oder geschossene noch wohl erhaltene Thiere, Vögel, &c. &c. die man um vernünftige Preise verkaufen will. Seine Adresse ist.

Franz Häfen, wohnt in der Schildergasse über das Kreuzbrüderkloster in Cölln am Rhein.

N a c h r i c h t.

Peter Joseph Imhof, der Sohn, Bildhauer und Figurist von in Erde gebackenen Bildern, wohnhaft in der Spielmannsgasse in Köln am Rhein, zeigt allen Herrschaften, Kunstliebhabern und Geschmack liebenden Personen an, daß künftig alle Arten von Antiken, Bildern, Brustbildern, Köpfen, Urnen, Verzierungen, &c. nach Befehl in dauerhaft gebackener Erde für in Gärten, Höfen, Zimmern und andern Häusern bei

Hier um ganz wohlfeile und dufferst billige zu haben sind. Er verfertigt auch nach den alle Sattungen von Silbern für in und Klöstern, als Bildnisse der Heiligen, Heiligerathen, ferner Mariabilder von verschiedener Größe, für an Häuser nach dem besten Geschmack in gebackener Erde um eben die feilsten Preise.

Folgende ungebundene Bücher sind bei dem Verleger dieses Journals um besetzte Preisen zu haben:

1781

- Siegfried von Lindenberg. 4 Theile 1
Herr Thomas, eine komische Geschichte vom Verfasser des Siegfried v. Lindenberg. 2 Theile.
Emrich, eine komische Geschichte. 3 Th. 2
Die Herren von Waldheim, eine komische Geschichte. 4 Theile.
Schillers Geschichte des 30 jähr. Kriegs.
Puffelt Geschichte Carl des XII. Königs von Schweden nach Voltaire.
Hallos glücklicher Abend.
Theodor's glücklicher Morgen. 2 Th.
Bürgers Gedichte. 2 Theile.
Hermes für Töchter edler Herkunft. 3 Th.
— für Eltern und Ehlustige. 5 Theile.
— Zween Litterarische Märtyrer und deren Frauen. 2 Theile.
-

299
Niederrheinische

Unterhaltungen.

Eine gemeinnützige
Monatsschrift.
fürs Jahr 1791.

Siebentes Heft. July.

Wesel und Frankfurt
bei Fr. Jak. Röder und J. Joach. Kessler.

Von dieser verloblichen Schrift wird monatlich ein Heft, vier Bogen stark ausgegeben. Der Preis für einen ganzen Jahrgang, ist 2 Rthlr. 6 Stüber, und wird erst beim Empfang des letzten Hefts im Dezember bezahlt. In Ansehung der Bestellungen kann man sich an jedes benachbarte Postamt, oder an einen der obgenannten Verlegern in Wesel und Frankfurt wenden, welche so viel als möglich, für die postfreye Verpackung sorgen werden. Beiträge erbittet man sich spätestens gegen den 1ten oder 2ten jedes Monats, und zwar unter der Adresse: In der Expedition der Niederrh. Unterhaltungen in Wesel.

I n h a l t.

	Seite.
I. Emmerich.	3
II. Etwas von dem Privat- und öffentlichen Leben der Kaiserin von Rußland.	29
III. Anekdoten.	24
IV. Reichthümer der Kirchen in Spanien. (Aus den Fragmenten einer Reise durch Spanien.)	37
V. Kurpfalz-Bayerisches Religionsedikt.	39
VI. Medicinische Regeln.	41
VII. Was nach der Besserung zu thun sey.	48
VIII. Edelmuth.	52
IX. Poesten.	
1. Die bedungene Buße.	54
2. Am fünf- und- zwanzigsten August. v. — m.	60
3. Morgentied eines Ziegelbäckers. v. S. S.	62

Musikalische Ankündigung.

Westphalens Freude, ihren vielgeliebten König Friedrich Wilhelm bey sich zu sehen. Eine Cantate, in Musik gesetzt und vor Sr. Majestät dem Könige von Preußen in Minden aufgeführt von Wilhelm Bach.

Diese Musik erhielt den ganzen Beifall des Königs, hat die Beförderung des Herrn Bachs nach Berlin bewirkt, und natürlicherweise viel Nachfragens verursacht, bis sich Herr Bach entschloß, sie herauszugeben.

Der damals noch lebende Herr Cantor Geier zu Bücheburg kaufte die Partitur an sich, hatte um selbige noch gemeinlicher zu machen, einen Clavierauszug davon besorgt, und war willens diesen in Englischem Notendruck mit aller typographischen Schönheit, sowol was die Platten als den Druck betraf, in seinen Musikstunden zu

Niederrheinische Unterhaltungen

Eine gemeinnützige

Monatsschrift

fürs Jahr 1791.

Siebentes Heft. July.

I.

Emmerich.

Emmerich, ein Etruskischer Edelmann, kam im Gefolge einer deutschen Gesandtschaft nach Rom. Verdienste unterscheiden sich leicht. Emmerich war tapfer, offenberzig, redlich, hatte ungemeinen Verstand und war, nach Art des deutschen Adels in der Weisheit der Druiden unterwiesen. Diese Eigenschaften und sein gesetztes Wesen erwarben ihm in Rom die Achtung und Freundschaft der Männer. Zwar war er zugleich ein wenig rauh in seinem Betragen, und ziemlich heftig im Widersprechen, zumal wenn er Recht hatte, auch machte er keinen

N. L. I. Band. H 2 Bück.

Büchling nach Attischer Männer: allein, selbst die Staber in Rom waren damals so vernünftig, daß sie glaubten an einem Nachbar des Melibafus wären dergleichen Kleinigkeiten nicht unanständig. Bey einer Länge, die unsern größten Flügelmann beschämt hätte, war er sehr vortheilhaft gebildet. Seine breiten Schultern und nervigten Arme verkündigten seine Stärke, und die römischen Damen versicherten, daß ihm sein dichter Knebelbart nicht übel stunde; und die römischen Damen hatten, wie man sagt, in den damaligen Zeiten viel Geschmaek, und wurden für Kennerinnen gehalten. Dem sey, wie ihm wolle, der Eberustische Jüngling war bey dem römischen Frauenzimmer sehr beliebt. Sie drängten sich um die Ehre seiner Gesellschaft, und er war bey jedem Nachttische willkommen.

Der junge Deutsche sah die Größe Roms und die prächtigen Gebäude der Stadt nur mit einer sehr kalten Bewunderung. Dies befremdete die Römer, die ihn herum führten. Man kam an den Pallast Augusts. Emmerich betrachtete alles nur obenhin, und schien weder über die Säulengänge, noch über das Gold, das allent, halben mit Verschwendung angebracht war, noch über die persischen Teppiche, noch über jede andre glänzende Thorheit erstaunt. „Wie gefalle Ihnen dieses Haus?“ Schlecht, versetzte er;

Es ist nirgends Natur; — doch ihr Römer seyd der goldenen und silbernen und marmornen Sündelenen gewohnt; — Aber dies Haus ist für einen römischen Kaiser zu groß, und für einen deutschen Fürsten wärs zu klein. „ Sie scherzen, mein Herr! zu groß für den Imperator? „ Nicht anders, sagte der Eherusker. August braucht kein so weitläuftiges Haus. (Drogatorich *) hingegen könnt in demselben nicht den vierten Theil seines Komitats bewirthen. Wir haben nur Hütten in Deutschland, aber sie sind bequent und geräumig. Auch bauen wir sie selbst; und ihr werdet in allen unsern Wohnungen kein unnützes oder überflüssiges Stück finden. Unsrer Hütten sind nach unserm Bedürfnisse und nach der Größe unsrer Familien eingerichtet. Wir können sie mit leichter Mühe abbrechen und da, wo es uns beliebt, wieder hinbauen. Sie mögen abbrennen, oder vom Feinde verheeret werden, so werden wir dadurch auch um keinen Käse ärmer; denn unsrer Hütten kosten uns nichts, als die leichte Mühe, sie zu bauen, worinn einem jeden seine Nachbarn willig zu Hülfe kommen.

Die Römer brachten alles vor, was sie zur Vertheidigung ihrer Pracht erdenken konnten.

Vor

*) Nach dem Cäsar hatte derselbe 10,000 die zu seinem Hause gehörten. (Den Komitat mit eingerechnet.)

Vorzüglich behaupteten sie in Absicht auf dem Kaiserlichen Pallast, er müsse sich unter den übrigen Gebäuden auszeichnen, und auch dadurch dem Ansehn, der Würde und Majestät des Imperators entsprechen. Mit eurem Imperator! rief der Deutsche. In unsern Wäldern muß sich der Fürst durch Tugenden auszeichnen. Nur seine und seiner Kriegsgefährten Tapferkeit giebt ihm einen Glanz, nicht aber das Dach, unter welchem er schläft. Dieses Gold, und diese entbährlichen Zierathen, schützen sie euren Imperator wider die Sonne oder den Nordwind? — Nehmt mirs nicht übel, ihr Herren! ich sehe, daß euch mein Freymuth nicht behaget. Aber wisset, daß in meinem Lande der Schmeichler eben so verhaßt ist, als der Lügner. Daher muß ich euch sagen, daß ihr übel handelt, wenn ihr die ganze Welt unterjochet und plündert, um eure Wände mit glänzenden Spielwerken zu bekleben. Glaubet mir, ihr würdet besser thun, wenn ihr statt aller dieser Dinge, die Ritzen in den Mauern mit Wolle verstopfet, und die Wände inwendig mit guten zottigten Bärenfellen benageltete; so hättet ihr hübsche warme Häuser. Diese Art Tapeten könntet ihr in eurer Heimath finden. Also hättet ihr nicht nöthig, Heere auszusenden und weit entlegene Völker, die euch nichts gethan haben, zu bekriegen, um euer Land von Einwohnern zu entblößen und eure Kassen mit

mit diesem gelben Metalle anzufüllen, das doch, wegen seiner Biegsamkeit bey weitem nicht so gut als Stahl ist, indeß euer Imperator ruhig zu Hause sitzt und seinen Gerstenbrey isset.

Die Römer konnten sich, aller ihrer Urbanität ungeachtet, nicht enthalten, bey Erwähnung des Gerstenbreyes zu lächeln. „ Gerstenbrey? “ sagte ein junger Ritter, und rumpfte die Nase. Wie so? versetzte der Deutsche, isset man den bey euch nicht? Es ist doch eine gute, nahrhafte Speise. Doch ihr habt Recht. Ich dachte nicht an eure Muränen, und wie die Dingen alle heißen. Ich habe aber doch von einem unsrer Druiden gehört, daß ehemals ein vornehmer Mann unter euch gelebt habe, namens Kurius, der sich selbst Rüben in der Asche röstete. Damals mögen in Rom wohl gute Zeiten gewesen seyn! Wenigstens halt ich diesen Kurius für einen trefflichen Mann. — „ In der That, das war er auch, versetzte ein Senator, und ich bin nicht wenig stolz darauf, daß ich grader Linie von diesem Helden herstamme. “ Thun Sie das? sagte Emmerich, und schüttelte dem Rathsherrn treuherzig die Hand; es freut mich, den Nachkommen eines Mannes zu sehen, der, ob er gleich ein Römer war, dennoch ein recht deutsche Denkart zeigte. Aber lassen Sie uns weiter gehen; dieser Pallast gefällt mir nicht; es ist hier alles zu blank, zu weichlich, zu künstlich.

„ Dann,

„Dann mein Herr, wird Ihnen in Rom nicht viel gefallen,“ antwortete der alte Senator.

Desto schlimmer für Rom! erwiederte der Cherusker. Aber etwas hat mir schon gefallen, und das sind Sie. Wer seine Vorfahren nicht um ihres Abels willen sondern wegen ihrer Tugend schätzte, von dem haben wir Deutschen eine gute Meinung.

Sie giengen weiter. Ihr Weg führte sie über den Markt. Es wurden eben einige Prozesse entschieden, und ein Advokat, der mit vieler Heftigkeit redete, reizte die Neugier des jungen Deutschen. Er bat seine Begleiter, sich dem Redner zu nähern, welche hierum desto williger waren, weil sie dieses für eine bequeme Gelegenheit hielten, dem Fremden einen hohen Begriff von der Weisheit der Römer bezubringen.

Der Advokat vertheidigte einen jungen Menschen, der des Mordmordes und der Verrätherey beschuldigt war, mit so vieler Beredsamkeit, und wußte der Gerechtigkeit so geschickt eine Nase zu drehen, daß die Richter wider ihre Ueberzeugung, den Beklagten los sprachen.

Wunderbar! sagte Emmerich; hier gestattet man dem offenbaren und erprobten Verbrecher öffentlich

öffentliche Vertheidiger? Nein, in unsern Ländern ist man gerechter gegen das Vaterland. Wer es dort unternehme, seine Beredsamkeit zur Vertheidigung eines überführten Bösewichts oder gar Landesverrätters anzuwenden, der würde mit denselben zugleich an einen Baum aufgehängt werden. Er war schon im Begriffe, sich von dem Platze wegzubegeben, als ihn seine Begleiter ersuchten, die Entscheidung eines andern Rechts Handels abzuwarten, der die ganze Stadt neugierig gemacht hatte. Die Sache war diese: Ein junges Frauenzimmer von großer Schönheit hatte sich durch ihre unehrbare Aufführung ein ansehnliches Vermögen, aber zugleich den schlimmsten Ruf erworben. Ein Bürger von Minturn, Namens Rajus Titinius, heurathete sie, ungeachtet er von der Wahrheit eines jeden Umstandes, den man zu ihrem Nachtheil erzählte, hinlänglich unterrichtet und überzeugt war. Eigentlich waren die Ausschweifungen, der Fannia, — so hieß diese Dame, — der Hauptgrund, weswegen er sich mit ihr vermählte. Den, es ist beynah ohne Exempel, dachte er, daß ein Frauenzimmer, die, wie Fannia, ihrer Ehre und dem Anspruch auf die öffentliche Achtung entsagt hat, zur Tugend zurück kehren, und Beobachterinn der ehrlichen Treue werden könnte. Wenn ich sie heurathe, so wird sie ohne zweifel ihre Lebensart fortsetzen. Als
dann

Dann wird es mir nicht an Gelegenheit fehlen, sie des Ehebruchs zu überführen. Ich scheid mich dann von ihr, und dem Gesetze zufolge hab ich nicht nöthig, ihr das Geringsste von ihrem Eingebrachten herauszugeben. Titinius hatte in Absicht auf Fanniens Betragen ganz richtig, und als ein Mann, der die Welt kennt, geurtheilt. Er war nicht lange mit ihr verhehlicht, als er schon hinreichende Beweise ihrer Untreue in Händen hatte. Und weil er gar nicht der Mann war, der es bey dem bloßen Vorsatze hätten sollen bewenden lassen, so trennete er sich kurz und gut von seiner unartigen Gattin. Fannia war auch ganz wohl damit zufrieden; nur foderte sie ihr Vermögen zurück. Titinius verwies sie auf das römische Gesetz, welches den Ehemann, berechtigte im Fall die Ehescheidung einen von Seiten der Frau begangenen Ehebruch zum Grunde hat, das Eingebachte zu behalten. Fannia fand bey diesem Gesetze ihre Rechnung nicht, und weil sie mit vielen Rechte glaubte, daß selbiges auf sie nicht passe, so machte sie die Sache anhängig, und stehete die Obrigkeit um Schutz an.

Dieses war der Rechtshandel, dessen Entscheidung Emmerich mit anhören sollte. Die Richter hatten sich schon gesetzt. Der Advokat bewies in einer weitläufigen und gelehrten Rede, daß
Fannia

Fannia einer jeden Art der Eheknickerey schuldig, und daß Titinius in bester Form ein Hahnrey sey. Diese Warheit, an welcher kein Mensch zweifelte, und wogegen Fannia selbst keine Ehlbe einwendete, ward mit Zeugen Bestätiget. Hierauf meldete der Sachwalter, daß Kläger sich, den römischen Sitten gemäß, von der Ungetreuen geschieden, und gesetzmäßiger weise ihr zugebrachtes Vermögen behalten habe u. s. w. Kaum war der Schwäger fertig, so trat Fannia in Person auf, mit allen ihren Reizen. Sie läugnete nicht, was die Hahnveyschaft ihres ehemaligen Mannes betraf. Nur wider die Zuruckhaltung ihres Vermögens trug sie einen einzigen, aber so wichtigen Grund vor, daß der obersten Richter von seinem Stuhl aufstand ihren Mann bey Seite nahm, und ihm ernstlich zuredete, das Urtheil nicht abzuwarten, sondern Fannia freywillig das Ubrige zu erstatten. Diese Ermahnung war den Absichten des Mannes gerade zu wider, der sich nicht umsonst die freywillige Schande der großen Bruderschaft wollte zugezogen haben. Der Richter konnte demnach nichts bey ihm anrichten; deswegen setzte er sich wieder, und sprach folgendes Urtheil:

„Wir finden, daß Fannia des Ehebruchs
 überwiesen sey und verurtheilen sie demnach

zu einer Geldstrafe von zween guten Groschen (sestertio nummo) gangbarer Münze; billigen und bestätigen auch anbey die Scheidung zwischen ihr und ihrem bisherigen Ehemanne., Weil aber Kajus Titinius sie geheurathet, ungeachtet ihm ihr zügelloses Leben bekannt war, und er also von ihr weder Tugend noch Treue hoffen konnte, so verurtheilen wir ihr, obgedachter Fannia ungesäumt ihr sämliches Vermögen auszuhändigen. Alles von Rechts wegen. *)

Was sagen Sie zu diesem Urtheil? fragte der Senator den Deutschen, nachdem der laute Zuruf des römischen Volkes ein wenig nachgelassen hatte. Nichts, versetzte Emmerich. Das ist nicht viel; antwortete der junge Ritter, meine Meinung nach könnte doch kein Urtheil gerechter seyn. Unsere Fürsten, sagte der Deutsche, würden doch ein noch gerechteres gesprochen haben, wenn ein Rechtshandel, wie dieser hier ist, in Deutschland möglich wäre. Dort würde Fannia gleich auf den ersten Beweis einer unregelmäßigen Aufführung nachdrücklich

ge.

*) Damit nicht irgend eine fromme Frau glaube, es sey dieses eine neue Geschichte: so sey hiemit Kund und zu wissen, daß sich dieselbe wirklich zur Zeit des Marius zugetragen, und daß Marius selbst dieses Urtheil gesprochen hat. Man sehe Plutarch, in Mario und Valer. maxim, Lib. VIII, C 2.

gezüchtigt worden seyn. Dieses hätte sie gewis von fernern Aufführungen abgehalten, und ihr den Ehebruch auf ewig unmöglich gemacht, schon dadurch, daß sie niemals einen Mann würde gefunden haben. Hätte sich aber dennoch einer bewegen lassen, sie zu heurathen, so würde man denselben für ehrlos erklärt haben. Ein Ehrloser darf in meinem Lande niemals Wasser tragen, und sich weder in der Versammlung des Volkes, noch bey einem Opfer einfinden, und dies letztere deswegen, weil ein Ehrloser den Göttern noch verhaßter seyn muß als den Menschen; denn Tugend und Ehre ist etwas Göttliches. Ein Mensch, der wie euer Titinius, eine Fannia wissenlich heurathen, und nachher aus Eigennutz verstoßen wollte, würde zuverlässig in einen Sumpf gestürzt und mit einer Hürde erstickt werden. Denn so strafen wir die Ehrlosen, die ihre Schande mit Schande häufen. Wir wünschen, indem wir sie versenken, und mit der Hürde bedecken, zugleich ihr Andenken zu verlöschen. Den Verräther hingegen lassen wir aufknüpfen. Denn Schandthaten geben ein Uergerniß, darum muß man sie, auch strafend, verbergen. Verbrechen hingegen, müssen, andern zum Beyspiele, öffentlich gezeigt und geahndet werden.

Indem Emmerich dieses sagte, traten sie in das Schauspielhaus. Was ist dieses für ein Gebäude?

Gebäude? fragte der Deutsche, indem er die Logen und die Bänke im Parterre und die Schaubühne ansah. Man erklärte ihm alles aufs beste, und bemühte sich, ihm den deutlichsten Begriff von einem Römischen oder tragischen Schauspiel zu bringen. Der Eberusker hatte von Natur einen sehr sähigen Verstand, und faßte geschwind alles, was ihm die Römer sagten. „Was wird denn heute vorgestellt werden?“ fragte er. „Ein Schauspiel des göttlichen Terenz.“, antwortete man ihm. Gut, sagte er; wir wollen es mit ansehen.

Unterdessen drängte sich das römische Volk in das Schauspielhaus. Alle Stellen waren besetzt. Man ließ ihm die unzählbare Menge bemerken, und sagte, daß dieses nur ein kleines Theil des römischen Publikums sey, indem man in der Stadt über sechs Millionen Seelen zählte. Desto mehr ist Rom zu bedauern, sagte der Deutsche, wenn alle diese sechs Millionen so denken, wie eure Sachwalter und Richter, die ich heute gehört habe; und euer Imperator muß sehr herrschsüchtig seyn, daß ihm an einer solchen Menge von Unterthanen nicht gnüget.

Die Römer stellten sich, als hörten sie dieses nicht; wenigstens waren sie so urban, es nicht zu beantworten.

Unmittelst nahm das Lustspiel den Anfang; und Emmerich hatte die Geduld, es bis zum Ende anzuhören. Alles, was ihm dunkel war, ließ er sich erklären. Nach geendigter Vorstellung sagte er, mit der angebohrnen Offenherzigkeit der Deutschen, seine Meinung. Mich dünkt, sieng er an, ihr Herrn nanntet vorhin die Schauspiele eine Schule der Tugend. Es ist schlimm für euch, daß ihr unter euch nicht gnug tugendhafte Leute habt, von denen ihr lernen könntet, und daher zu Erdichtungen eure Zuflucht nehmen müßet. Doch wenn ihr wißet, was gut oder böse ist, und den Willen habt, tugendhaft zu seyn, so ist dieses Haus eine überflüssige Sache für euch, sobald ihr in der Absicht hieher kommt, um die Tugend hier zu lernen. Und habt ihr mit oder ohne jene Wissenschaft und Willen, eine andere Absicht, so ist dieses Haus noch überflüssiger, wo nicht gar schädlich. Wir haben nur eine Art von Schauspielen wodurch unsre Jünglinge kühn werden, und die Tugend lernen wir nur aus den Beyspielen unsrer Väter.

Sie mißbilligen also die Schauspiele? sagte der alte Rathsherr. Das thue ich nicht, erwiederte Emmerich; Im Gegentheil halte ich dafür, daß ein Volk, wie das römische, nicht übel handel, wenn es jede Gelegenheit ergreift, wenigstens

nigstens den Schatten der Tugend zu sehen, da die Tugend selbst hier so selten ist.

„ In der That, mein Herr, Sie haben eine zu schlechte Meinung von uns Römern. “

Meinen Sie? Es ist nicht meine Schuld. Ich kann von einer Volke keine gute Meinung haben, welches zur Tugend Aufmunterungen braucht. Wären die Römer gut, so würden Sie derselben nicht bedürfen. Ich wollte wünschen, daß Sie nur einen Tag in Deutschland seyn mögten! Ihr Römer habt keinen Begriff von Unschuld und Güte. Ihr nennet den gut, der weniger böse ist. Kommt in unsre Wälder. Aber kommt als Gäste, und nicht als Freyheitsfeinde und Unterdrücker. Da könnt ihr lernen, was gut ist. Uns braucht man die Tugend nicht schön zu malen; wir wissen, daß sie schön ist. Eure heutige Komödie enthielt, nebst andern Sachen, die ich zum Theil nicht verstehe, weil ich eure Laster nicht kenne, auch sehr lebhaftes Spöttereyen über den Geiz. (Was Geiz für ein Ding sey, hab ich am Varus gesehen; daher weiß ich's.) Sagt mir aber, ob ihr euch nicht schämet, daß ihr dergleichen Bestrafungen eurer Sitten nöthig habt? Alt und Jung würde in meinem Vaterlande eure Schauspieler verlachen, wenn sie daselbst den Geiz lächerlich machen wollten.

Die

Dieses Laster ist, wie die mehresten andern, bey uns nicht einmal den Namen nach bekannt. Es müßte dann seyn, daß wir es an Ausländern bemerkten. Das kommt daher daß unsre Verfassung gut ist, und unsre Sitten noch besser sind. Die mehresten von neuern Lastern sind bey unsrer weisen Einrichtung nicht möglich. Auf einen ähnliche Art soltet ihr Römer euern Staat einrichten, so würdet ihr gut werden, und nicht nöthig haben, euch und eure Sitten, von gedungenen Leuten, die ihr so wenig achtet öffentlich verspotten zu lassen.

„Aber mein Herr, der Geiz scheint mir ein so natürlicher Fehler zu seyn, daß es mir schwer fällt, ein Volk zu denken, dem er ganz fremd seyn sollte.“

Reisen Sie mit mir nach Deutschland, versetze der Cherusker, so können Sie sich überzeugen, daß es ein solches Volk giebt. Vielleicht haben Sie gehört, daß wir nur unsre Heerden für unsern Reichthum halten. Andre Güter lieben wir nicht. Nun werden Sie doch begreifen können, daß der Geiz bey uns fremd ist. Denn wie sollte ein Deutscher nach mehrerm Vieh trachten, als er bedarf um sich und die seinige zu ernähren? Er würde in der That weder sein Ansehn (denn wir schätzen nur Tugend und

Tapferkeit,) dadurch vergrößern, noch seine Lebensart bessern. Er würde nur mehr Milch, Käse, Butter, und Häute zu Betten und Kleidern haben, als er brauchen könnte. Aber haltet ihr uns Teutonen für solche Narren, daß wir Lebensmittel aufhäufen sollten um sie von Fäulnis und Maden, oder Pelzwerk, um es von Motten freßen zu lassen? So undankbar sind wir nicht gegen die Gabe der guten Götter.

„Warum macht man diesen Ueberfluß nicht zu Gelde? wendete ein Römer ein.

Die Götter haben uns nicht mit Golde gestraft, antwortete Emmerich. Und wir selbst sind so klug, daß wir weder Kaufleute noch Kaufmanschaft mit Auswärtigen dulden. Bey uns Deutschen hat ein jeder selbst so viel, als er bedarf. Und hat er es nicht: so theilen seine Nachbarn ihren Vorrath willig mit ihnen, und geben ihm alles, was er nöthig hatte, umsonst. Zuweilen tauschen wir auch eine Sache gegen die andere, aber nur in dem Falle, wenn das was wir gerne hätten, so viel werth ist, daß es der Besitzer ohne große Ungelegenheit nicht missen kann.

„Vortrefliches Volk! rief der alte Rathsherr, bey nahe brachten Sie mich zu dem Wunsche, daß ich in Deutschland geboren seyn mögte!“

Das

Das wäre, versetzte Emmerich, der edelste Wunsch, der jemals in ein römisches Herz gekommen ist! — Doch nein; der Wunsch, Ihr Vaterland so gut und unschuldig zu sehen, als Deutschland ist, war in Ihrem Munde noch edler. Und ich versichere euch, ihr Römer, ihr Könnet so gut werden. Habt ihr doch von den Griechen, die ihr überwandet, Künste und Wissenschaften gelernt, durch die ihr verderbt seyd: warum solltet ihr euch schämen, von uns, einem freyen Volke, das ihr nicht überwunden habt, Tugend und gute Sitten zu lernen? Denn so, wie ihr jetzt seyd, mit eurer üppigen Weichlichkeit, Wollust, Habsucht, Verstellung, kurz mit eurem Stolz und übrigen Lastern seyd ihr das letzte Volk unter der Sonne, indem ihr glaubt das erste zu seyn. Oder, wenn ihr euch schämt, von uns zu lernen, so lernet von eurem eigenen Vorfahren. Das wird euch doch keine Schande seyn! Schaffet nur eure Schwelgerey und Weichlichkeit ab, so werden viele von euern Fehlern von selbst wegfallen. Eure Väter sollen, wenn man euern Geschichtschreibern glauben darf, so mächtig gewesen seyn, als wir Deutschen noch jetzt in allen Stücken sind. Und sehet, zu welcher Größe wir aufwachsen, dahingegen eure Kleinen, schwachen und stiechen Leiber ein Beweis sind, daß ihr euch durch Unmäßigkeit und Wolluste entkräftet. Thut mir dies einmal nach, wenn ihr könnt.

In dem er dieses sagte, ergrif er mit jeder Hand einen Sklaven aus dem Gefolge der Römer, bey der Brust, hielt sie, so hoch er reichen konnte, in die Höhe, und trug beyde, zu jedermanns Erstaunen, über fünfzig Schritte fort.

Ihr wundert euch? fuhr er fort; dazu habt ihr nicht Ursache. Wir haben weit stärkere Leute unter uns; denn, seht ihr, ich bin noch jung, und habe meine völligen Kräfte noch nicht. Ich wundre mich nur, wie so schwache und zwerpigte Leute als ihr seyd, den größten Theil der Welt beherrschen können.

„Glauben Sie mir, mein Herr, sagte der Ritter, daß ich Sie ehre und hochschätze, aber erlauben sie mir, Ihnen zu sagen, daß“

Erlauben Sie mir, fiel ihm der Deutsche in die Rede, daß ich Ihre Phrasis unterbreche. Warum sagten Sie, daß ich Ihnen glauben soll? Sind Sie etwa gewohnt, viele Lügen zu sagen, oder zu schmeicheln, daß Sie selbst ihre Aufrichtigkeit verdächtig machen? Ich habe hier schon verschiedenen solcher nichtsbedeutenden Redensarten gehört, mit welchen ihr Herren alles was ihr sagt, verlängert; daher kann ich nicht umhin, euch deswegen zu tadeln. Bedient ihr euch viel
leiche

leicht dieser leeren Weitläufigkeit, weil ihr nicht viel Nützliches zu sagen wißt?

„ Die Höflichkeit und guten Sitten, mein Herr ... „

Wie, Herr, Ritter, das nennen Sie gute Sitten? Nun, so wunderts mich nicht mehr, daß ihr Römer verderbt seyd, wenn ihr Wortgepränge für gute Sitten haltet. Wenn ein Mann gut und gerecht, mäßig, redlich, aufrichtig, treu, ein Vertheidiger seines Vaterlandes, ein Verehrer der Gottheit, ein guter Hausvater, ein zärtlicher Ehemann, ein warmer Freund, ein tapferer, gewissenhafter, gastfreier, dienstfertiger Mann, mit einem Worte, wenn er tugendhaft ist, dann sagen wir Deutschen von ihm, daß seine Sitten gut sind; nicht aber, wenn er in klatten Worten und sklavischen Krazfüßen geübt ist.

„ Wir denken eben so, versetzte der Senator; und der Herr Ritter hat das Wort Sitten nach dem Sprachgebrauche, nur mit dem Worte Lebensart, oder Höflichkeit verwechselt. „

Das kann seyn, antwortete Emmerich. Aber ein so wichtiges Wort mußte nicht zweyerley Bedeutungen haben. Das gibt zu manchem
häß-

lichen Mißverstande anlas, und dieser Sprachgebrauch taugt — so wenig, als eure Höflichkeit. Wir Deutschen sind auch höflich, aber auf unsre Art; das heißt: so wie es freyen, edeln und aufrichtigen Leuten anständig ist. Wir nehmen unsern Gast willig und liebreich auf, er sey fremd oder einheimisch. Wir speisen, tränken, beherbergen und beschenken ihn. Wir gehen leutselig mit ihm um; und wär er unser Todtfeind, so ist er als Gast unter unserm Dache sicher; und es wird ihm kein Haar gekrümmt. Das fordert die Höflichkeit. Wir versagen keinen Menschen auf der Welt etwas, das in unsern Kräften stehet. Aber zeiget mir, so groß auch Deutschland ist, ein einziges Beyspiel, daß wir auf Kosten der Wahrheit und Redlichkeit höflich wären? Wir verstecken kein tückisches Herz hinter ein freundliches Gesicht, und keine bösen Absichten hinter gleißende Reden. Unsre Höflichkeit bestehet in Handlungen; die eurige in Worten, an welchen das Herz selten, oder niemals Antheil nimmt, und in krummen Rücken. Wir schmeicheln keinen Menschen, und bücken uns nur vor den Göttern. Und wenn wir etwas sagen wollen, das mit Ehren von einem freyen Manne gesagt werden kann, so bitten wir deswegen keinen Menschen um Erlaubniß. Fahren Sie dennoch fort, Herr Ritter, und entschuldigen Sie es mit meiner lebhaften Jugend, daß ich Ihnen

Ihnen zweymal in die Rede gefallen bin; denn das war in der That unhöflich.

„ Ich wollte nur anmerken, sagte der Ritter, daß ich mich über den Freymuth wundere, mit dem Sie mitten in Rom so beleidigende Sachen sagen. “

Beleidigend? — antwortete der Therusker, das wußt ich nicht. Ihr Herren habt mich ja selbst veranlaßt, von euren Sitten meine Meinung zu sagen; und das hab ich mit deutscher Redlichkeit gethan. Ich habe sie mit den Sitten meines Vaterlandes verglichen, und ihr könnt nicht läugnen, daß die letztern besser sind. Hätt ich geredet, um eurer zu spotten, dann wär ich beleidigend gewesen. Seht, ich hatte die gute Absicht, euch zu bessern. Wöult ihr das nicht mit Dank annehmen, so ist es eure Schuld. Gewisser maßen bin ich euer Gast. Schmeckten mir eure Speisen nicht, so würd ich so bescheiden seyn, hievon nichts, weder gegen euch, noch gegen andre zu äußern, weil ich voraussetze, daß ihr mich so gut bewirthet, als es euch möglich ist. Da ich aber eure Sitten nicht billigen kann, so bin ich so redlich und gewissenhaft, euch dieses zu sagen. Und dies thue ich mit gutem Herzen, weil es mich jammert, daß ein Volk, welches vormals so viel Ruhm verdiente, jetzt so

so herunter gekommen ist. Hätt ich zu dem Mangelhaften in euren Sitten geschwiegen, und eurer Pracht, Verschwendung und übrigen Fehlern eine Lobrede gehalten: — Fragt einmal hier diesen ehrwürdigen Greis, dessen Ahnherrn, den genügsamen Kurius, ihr noch jetzt hochachtet, fragt ihn einmal auf sein Gewissen, ob er mich nicht entweder für einen Heuchler, oder wollt er gelinder urtheilen, für einen jungen Gecken gehalten, dem ein bißchen gelbes Metall die Augen und ein Scheinwerk von Größe den Verstand bethöret?

Der Ritter war im Begriff zu antworten, aber der alte Rathsherr traute weder dessen Unbesonnenheit, noch der heftigkeit des deutschen Edelmannes, deswegen unterbrach er das Gespräch, und bat die Gesellschaft zum Abendessen: Daselbst gestand der Eherusker zwar, daß der Falerner ein treffliches Getränk sey, er trank aber fast lauter Wasser. Wir Deutschen, sagte er, als man ihn zum Wein nöthigte, sind gewohnt, sehr viel zu trinken, deswegen enthalt ich mich eures Falerners, der mir stark scheint, und dessen ich nicht gewohnt bin, weil wir Eherusker nebst den Ratten und vielen andern deutschen Völkern bey Lebensstrafe verbieten, Wein über unsre Gränzen zu bringen. Es befremdete ihn, daß er die Römer Eselsfleisch und
Hasel.

Haselmäusen eßen sah, und der Geruch von Aserpitium, Knoblauch, Quendel, und den Vermischungen so vieler Speisen und Gewürze zog ihm, so stark er war, dennoch beynahe eine Ohnmacht zu.

Es waren verschiedene vornehme Römer mit zum Abendessen eingeladen, welche den Deutschen noch nicht kannten. Sie legten ihm verschiedene Fragen vor, und vergnügten sich an der vernünftigen Art und ungekünstelten Offenherzigkeit mit welcher er sie beantwortete. Sie erkundigten sich bey ihm nach der Verfassung seines Landes und nach dessen Gesetzen. Wir haben keine Gesetze, fragte er. Gute Sitten sind besser und vermögender als Verordnungen. Ein Volk, das mit dem Laster unbekannt ist, braucht nicht durch Gesetze im Zaumgehalten zu werden. Das ist übrigens war, daß einige Gewohnheiten sich, weil sie billig und löblich sind, und von den Zeiten Thuiskons an beobachtet worden, beynahe zu dem Ansehn und der Würde eines unverletzlichen Gesetzes erhoben haben. „Aber ihr habt doch für gewisse Verbrechen bestimmte Strafen? Ihr opfert unter den Gefangenen keinen gebornen Deutschen, u. s. w. Sind das nicht Gesetze?“

Lasterhafte zu strafen, erwiederte Emmerich, ist die Pflicht eines jeden Volks. In der Art
der

der Strafe folgen wir dem Beyspiel unsrer Väter, weil es sich auf gesunde Vernunft gründet. Wir haben nur zweyerley Arten von Todesstrafen, wovon ich diesen Herren, die mir heute einen Theil der Stadt gezeigt haben, schon etwas gesagt habe. Durch beyde wird dem Verbrecher das Leben genommen, ohne daß er gemartert wird; denn das halten wir für grausam, einen Menschen auf eine schmerzhafteste Art zu tödten, weil der Tod an sich selbst schon die härteste Strafe ist. Unfre Landesleute zu opfern, ist durch kein Gesetz verboten. Wir thun es aber deswegen nicht, weil wir einen Feind seines Vaterlandes für kein würdiges Opfer halten. Wenn aber eine deutsche Nation in einem rechtmäßigen Kriege mit einer andern deutschen Nation Gefangene macht, so werden diese deswegen nicht geopfert, weil wir nicht glauben, daß die Schutzgötter der Deutschen durch deutsches Blut versöhnt werden können. Sehet, so handeln wir nach der gesunden Vernunft und der natürlichen Billigkeit, ohne uns an Gesetze zu binden. „ Also haben Sie schon einen Theil von Rom gesehen? — Wie gefällt Ihnen unfre Stadt. “

Ich habe das an euch Römern bemerkt, daß ihr nicht aus Verlangen, andrer Leute Meinung zu wissen, noch weniger, aus Begierde, zu lernen

nen, sondern bloß deswegen fraget, daß man euch schmeicheln, den Glanz eurer Stadt bewundern, und eure Thorheiten erheben soll. Ich wurde heute auch gefragt; und wie ich meine Meinung treuherzig sagte, da glaubten die Leute, ich hätte sie beleidigen wollen. Bey Ihnen, mein Herr, mögt es mir nicht anders gehen. Vielleicht wissen Sie nicht, daß wir Deutsche keine Beleidigungen ertragen? und wer das nicht thut, wird niemals die Absicht haben, andre zu beleidigen.

„Hieraus schließ ich, daß unsre Stadt Ihnen nicht gefällt.“

Das ist war. Ich schliesse von den Häusern auf die Bewohner derselben, und kann mich nicht überreden, daß in allen diesen prächtigen Steinclumpen lauter gerechte, mäßige, genugsame Leute wohnen sollten. Und dies sind doch die nothwendigsten Eigenschaften eines Volkes, das gut seyn will.

Die Wange des Römers färbte sich mit Schamröthe; um diese zu verbergen, grif er nach seinem Becher, und trank.

„Wie gefällt Ihnen, fragte er, indem er den Becher hinsetzte, wie gefällt Ihnen unser Frauenzimmer?“

Das

Das ist eine Frage, sagte Emmerich, die ich nicht beantworten kann. Ich habe noch mit keiner römischen Dame gesprochen. Im Schauspiele hab' ich viele gesehen, und ich muß wohl sagen, daß, ungeachtet ihrer schwarzen Haare, manch artiges Gesicht darunter war. Ueberhaupt aber sind die deutschen Mädchen schöner.

„Diesmal sind Sie parthenisch, sagte der Römer. Ich will Sie morgen der schönen Julia vorstellen, und wir wollen sehen, ob Sie Ihr Urtheil nicht ändern werden.“

Ja, das wollen wir sehen; sagte der Deutsche. Die Gesellschaft gieng hierauf auseinander. Lucius Murana, so hieß der Römer, der Emmerich von den Vorzügen der römischen Schönen überführen wollte, erbat sich, ihn nach Hause zu begleiten. Es ist noch früh, sagte er; wir können im Hingehen noch einige Merkwürdigkeiten in Augenschein nehmen, wenn es Ihnen beliebt. Der Deutsche war damit zufrieden. Der Senator, der, im Vorbengehen gesagt, eine große Neigung zu dem Cherusker gefaßt hatte, der Ritter, und etliche andere Personen aus der Gesellschaft wollten mitgehen, theils, weil sie nichts zu thun hatten, theils aus Neugier die Urtheile des Deutschen zu hören.

(Die Fortsetzung folgt.)

II.

Etwas von dem Privat- und öffentlichen Leben
der Kaiserin von Rußland.

Als Beherrscherin des mächtigsten Reichs, vereinigt Katharina II. die Größe, Pracht und Würde, mit der äussersten Simplicität und Herablassung in ihrem Privat-Leben. Es müssen wenige Monarchen gelebt haben, von welchen das alles gesagt werden kann, was mir sehr glaubwürdige Personen von ihr erzählten.

Sie steht gewöhnlich sehr früh auf, beschäftigt sich sogleich mit Regierungs-Angelegenheiten. Gegen 9 Uhr kommt schon der Staats-Sekretär, Graf Vesberolo zu ihr; hier unterschreibt sie die im Conseil beschlossenen Geschäfte, in welchem sie jedesmal selbst gegenwärtig ist. Von der Zwischenheit, die sie nicht auf die Staats-Geschäfte wendet, widmet sie sehr viel der Erziehung der jungen Großfürsten, die einen großen Theil des Tages bey ihr zubringen, und für deren Unterricht sie selbst verschiedene Aufsätze geschrieben hat. Auch die Lektüre beschäftigt sie sehr; deutsch, französisch und russisch spricht und schreibt sie mit gleicher Vollkommenheit als Muttersprache.

Ihre

Ihre Tracht ist ganz einfach; ihre Kost sehr frugal; sie speißt gewöhnlich an einer Tafel von wenig Couverts, Abends selten. Wenn sie auf dem Lande ist, macht sie öftere Spaziergänge, welches aber in Petersburg wegfällt wo sie den Winter zubringt. Man sieht sie selten öffentlich außer dem Palais. Die Komödien besucht sie selten; um 10 Uhr geht sie gewöhnlich zu Bette.

Gegen die sie Umgebenden ist sie sehr herablassend und ungeachtet der weniger erwünschten Vorfälle, die sich zuweilen zutragen, und die von der Beherrschung eines solchen Reichs unzertrennlich sind; so ist sie doch zu Groß, als daß sie jemand ihrer Untergebenen ihre Laune sollte führen lassen, was sonst oft geschieht. Von ihrer Großmuth sage ich nichts; jedem, der ihren Namen nur weiß, ist diese bekannt genug.

Außer ihrem Privat Leben erscheint sie wieder ganz anders. So herablassend und ohne allen Glanz sie in dem engeren Zirkel ihres alltäglichen Lebens zu seyn pflegt, so sehr zeichnet sich ihr Anstand und ihre Pracht vor allen aus, wenn sie öffentlich und bey Festins des Hofes erscheint, und so hervorstechend ist ihr Blick als Kaiserin, dessen Hauptausdruck Majestät und Gnade

Gnade ist. Auch ohne alles Geschmeide, würde man sie doch unter vielen ihres Gefolgs — als Katharina II. herausfinden.

Ihr Anzug ist dann gewöhnlich russisch, welcher etwas Aehnlichkeit mit der asiatischen Damenstracht hat. Ein Brustkleid mit Ärmeln, die bis auf die Hände gehen; oben sind sie sehr weit, und nach den Händen zu ziemlich enge. Dies Kleid ist von Golde oder Silbere Stoff. Ueber dieses ein fliegendes Kleid mit kurzer Schleppe, das keine Ärmel hat, und wo die Ärme durchgesteckt werden. Dies Oberkleid ist gewöhnlich von einer andern Farbe. Ihr Kopfpuz ist sehr niedrig, auf demselben ist eine kleine Brillanten-Krone. Sie trägt gewöhnlich die beiden Orden, den Andreas- und Katharinen-Orden; die Ordens-Zeichen mit großen Brillanten besetzt, und das Band überhängend. Von Juwelen trägt sie sonst nichts, als Ohren-Gehänge von großen Solitaires zu 25 bis 30 Karat.

Ungeachtet der nicht wenigen Jahre ihres Alters, denn sie ist 62 Jahr alt, hat sie noch ein sehr volles und weit jüngeres Ansehen, und man sieht in ihrem Zügen, daß sie in ihrer Jugend die Zierde des Hofes gewesen sey. Ihre Größe ist etwas über die mittlere Frauengimmer-Taille. Sie trägt sich sehr gerade; gewöhnlich legt sie etwas Roth auf.

III.

Anekdoten.

I.

Ein jetztlebender Monarch kam einst in die Hofversammlung, als schon jedermann an den Spieltischen Zuflucht wider die Langeweile suchte. Nur ein junges schönes Fräulein stand da allein, unbeschäftiget. Er fragt: Warum sie nicht auch spiele? — „O Sire! antwortet sie traurig — ich bin ein armes Mädchen, mit mir verlangt Niemand zu spielen.“ — Im fortgesetzten Gespräch erfährt er, daß ihr verstorbene Eltern sie ohne alles Vermögen hinterlassen, und sie von der Gnade einer Verwandtin lebe. Er findet ihre Seele ihren äusserlichen Reizen gleich, und will, daß diesen auch ihr Vermögen etwas gleicher käme. „Kommen sie, sagte er, wenn niemand mit Ihnen spielen will, so werde ich thun.“ — In kurzem hat er an sie Eintausend Pfund Sterling, etwas über zwentausend Dukaten, verlohren. „Dacht ichs nicht, sagte er, indem er lächelnd aufstand, daß ich mit Ihnen kein Glück haben würde?“

Wir Deutsche dürfen stolz seyn, daß wir Großbritannien diesen Monarchen gaben.

2.

Fünf und zwanzig Jahre hatte der Vater Fouquet in China zugebracht. Im Jahr 1723 kehrte er nach Frankreich zurück, weil er sich mit den übrigen Jesuiten daselbst entzweit hatte, indem er in China ein Evangelium lehrte das diese nicht lehrten, und Anzeigen in Händen hatte, die ihnen in Europa ein übles Schicksal bereiten konnten. Zwei chinesische Gelehrte begleiteten ihn auf der Rückreise — der eine starb unterwegs, der andre kam mit nach Paris. Fouquet wollte ihn als Augenzeugen des Betragens den guten Vater mit nach Rom nehmen, die ganze Sache war ein Geheimniß.

Beide kehrten zu Paris im Professhause ein. Die ehrwürdigen Väter bekamen Wind von dem Vorhaben ihres Nebenbruders — Fouquet merkte auch bald die Absichten der ehrwürdigen Väter; er nahm Extrapost, und reisete Nachts nach Rom ab.

Indessen schickten die Väter gleich einen Courier nach, aber leider war Fouquet verschwunden, man bekam nur den chinesischen Gelehrten. Der arme Tropf verstand kein Wort Französisch. Er wurde zum Cardinal du Bois gebracht, für einen Narren ausgegeben, und ein Letter de Cachet

chet, ein Ding womit ehedem nur zu freigebig umgegangen wurde enthielt den Verhaftbefehl. Der Polizei Lieutenant nahm den ihm angezeigten Narren in Empfang, er fand einen jungen Mann der seine Complimente ganz anders machte als man sie in Frankreich macht, der stets im singenden Tone sprach und der jeden staunend angafte. Man beklagte ihn daß er unsinnig geworden wäre, man band ihn, und schickte ihn nach Charenton wo er wöchentlich zweimal geißelt wurde.

Unser Gelehrter begrif die sonderbare Art Fremden zu begegnen gar nicht. Er war nur zwei bis drei Tage in Frankreich gewesen und konnte sich nicht genug über die Sitten der Franzosen wundern. Zwei Jahre blieb er bei Wasser und Brod, in Gesellschaft von Narren und Zuchtmeistern eingesperrt, und zog hieraus zuletzt den Schluß, die Franzosen bestünden aus zwei Gattungen von Menschen, wovon die eine stets tanzte, und die andere ihre Zeit damit zubrachte, die tanzende Race zu prügeln.

Nach zwei Jahren kam ein neuer Minister an der Regierung und es wurde ein neuer Polizei Lieutenant angesetzt, der es zu einer seiner ersten Beschäftigungen machte, die Gefängnisse zu visitiren. Er kam dann auch nach Charenton und
sah

sah die dortige Narren. Wie er alle durchgemustert hatte, frug er: ob dann jetzt keiner mehr vorhanden sey, und man antwortete es sey noch ein armer Teufel da, der eine Sprache hätte die niemand verstünde.

Ein Jesuit der in der Begleitung war, versicherte, der Mensch hätte die Tollheit nie Französisch sprechen zu wollen. Man holte die Dolmetscher des Königs herbei, man sprach Spanisch, Lateinisch, griechisch und englisch mit ihm; vergebens! er antwortete nichts als Kanton Kanton! und der Jesuit hielt ihn für besessen.

Der Polizei-Lieutenant hatte sonst wohl einmal von einer Provinz in China die Canton hiesse, gehört; Man ließ einen Dolmetscher der Mission kommen, der etwas Chinesisch hervorstimmen konnte — jetzt erfuhr man alles — die Obrigkeit wußte nicht was zu thun sey, und der Jesuit staunte.

Der Herzog von Bourbon war damals Premierminister — man erzählte ihm das Ding, durch ihn erhielt der Chineser Geld und Kleidung und man schickte ihn wieder nach China zurück.

Rathsamer wäre es wohl gewesen den misshandelten Gelehrten zurück zu behalten. Die üble

Meinung die er seinen Landsleuten von Frankreich und dessen Bewohnern beigebracht haben wird, wird gewiß jeden Chineser abhalten einen Besuch daselbst abzustatten.

5.

Ein Franzose, der Deutsch verstehen wollte, kömmt in eine deutsche Residenz, geräth da in eine Gesellschaft von Damen, die ihn mit in die Komödie nehmen, wo eben das Stück von Kozebue, Menschenhaß und Reue vorgestellt wird. Der Franzose scheint zufrieden mit dem Spiel der Deutschen, applaudirt an einigen Stellen, und geht nach geendigtem Schauspiel in eine Damengesellschaft. Man fragt, wie ihm das Stück gefiele, und er lobte es. „ Aber, fährt er fort, besonders gefiele ihm doch die Delicatesse des Directeurs. “ Man wundert sich und fragt weiter. „ Ja fährt er fort, er ließ doch die Haasen und Reue von der Bühne weg. “ Man wundert sich immer mehr, und nach mehreren Fragen erfubr man, — daß der Franzose den Titel des Stückes, Menschenhaß und Reue, Menschen Haasen und Reue verstanden hatte.

4.

Vor einiger Zeit beklagte sich der französische Gesandte am spanischen Hofe, daß der Prinz von

von Asturien ihn immer spanisch anrede. In welcher Sprache, fragte der Prinz, spricht der Dauphin mit dem spanischen Gesandten? — In der Französischen — Nun, wenn meines Vaters Gesandter hat französisch lernen müssen, so kan der französische Gesandte auch wol spanisch lernen.

IV.

Reichthümer der Kirchen in Spanien.

(Aus den Fragmenten einer Reise
durch Spanien.)

Die Kirchen in Madrid sind außerordentlich prächtig. Gold und Silber glänzt an allen Seiten, an den Altären, an den gewölbten Decken; und aus den in den Sakristeyen verborgenen Schätzen könnte eine prächtige Stadt vielleicht auch deren hundert erbauet werden.

Nach der Schlacht bei Saragossa besah Lord Stanche, der die Engländer anführte, den Schatz unsrer lieben Frau zu Pillier. Als er aus der Kirche kam, versicherte er, daß die Schätze aller europäischen Fürsten zusammen genommen, diesem nicht um die Hälfte beikommen würden.

Er

Er soll auch wirklich der größte aller bekannten Schätze seyn. Man findet hier vier silberne Engel, deren goldne Flügel mit Sternen von Saphiren besetzt sind. Die Krone der Jungfrau ist von massivem Golde; ihr Halsband, ihre Armbänder, ihr Haarschmuck werden auf fünfzig Millionen geschätzt.

Es sind hier noch eine Menge von goldenen und silbernen Armen und Beinen, womit die Jungfrau für ihre gethane Wunderwerke beschenkt worden ist. Auch hundert und fünf und neunzig silberne Lampen, eben so viele Leuchter und Rauchfässer findet man hier.

Aber alle diese Reichthümer sind doch gegen die große Kustode, worinnen man am Frohnleichnamsfeste die Hostie trägt, so viel wie nichts. Der Umfang der Sonne mit ihren Strahlen ist so groß, wie ein Rad eines Kabriolets. Die Strahlen sind massives Gold mit Smaragden besetzt; der Kelch stehet auf einem Piedestal von Silber und drey Fuß hoch; die ganze Kustode wieget fünf hundert Pfund und stehet auf einem vergoldeten Fußgestelle. Kein Goldschmidt, kein Juwelier konnte diese Kustode schätzen, die das Geschenk eines Erzbischofs von Sevilla ist. Jedermann staunte sonst, wie ein Erzbischof solche große Reichthümer zusammen scharren konnte;

aber

aber jetzt weiß man, daß ein seiner Brüder, der in Peru starb, ihm ungeheure Schätze hinterließ. Welche reichhaltige Mienen sind die Sakristeyen unsrer lieben Frau zu Pilier, Loretto, und aller Madonnen der chrisicatholischen Welt.

Unsre liebe Frau zu Atocha ist die Nebenbuhlerin der Madonna zu Pilier. Einige behaupten, sie thue mehr, andre wieder, sie thue weniger Wunder, als jene. So viel ist gewiß, daß täglich hundert silberne oder goldene Lampen vor ihr brennen, und der Sakristan versichert, daß jährlich wenigstens vier tausend Thaler an den Kaufmann, für Oehl bezahlt werden müssen.

V.

Kurfalz. Bayerisches Religionsedikt.

Carl Theodor Kurfürst!

Seine Kurfürstl. Durchlaucht haben bereits in dem am 15ten Wintermonats vorigen Jahrs in öffentlichem Druck erschienenen Edikt, den Illuminaten und andere dergleichen Orden, wie auch ihre Versammlungen, oder sogenannte Logen wiederholt nachdrucksamst verboten, in-

mittels

mittels aber vernommen, daß andere sogenannte Freundschaftsgesellschaften oder Orden in einigen Orten wirklich seyen errichtet worden und sich gleichfalls einschleichen und verbreiten wollen; Da nun dieselbe für die Religion und den Staat zwar nicht so gefährlich; sondern ganz unschuldig und unbedeutend zu seyn scheinen, jedoch nicht ohne Grund zu besorgen ist, daß dergleichen Versammlungen in der Folge in allerley Ausschweifungen ausarten dürften; So verbieten Höchst-dieselben Anlaß höchsthändigen Rescripts vom 10 May nächst hin diese, wie alle andere dergleichen Gesellschaften und Verbindungen bey schwerster Strafe und befehlen dem Magistrat zu ggst. solches genauest zu beobachten, die dagegen eingeschlichene oder einschleichende Gesellschaften abzustellen, sodann den Erfolg in 14 Tagen bey 3 Rthl. Strafgehorsamst zu berichten. Düsseldorf den 7ten Junius 1791

Aus Sr. Kurfürstl. Durchlaucht
sonderbar ggstem Befehle.

Vr. Gebr. von Loe.

An Magistrat zu

Jansen

VI. Midia

Medecinische Regeln!

Viele Krankheiten sehen sich von aussen gleich,
nicht von innen.

Was diesem Kranken angeschlagen hat, kann
einem andern nichts nützen, oder gar schaden.

Es ist falsch, daß, wer nicht viel genießt,
keinen Unrath im Leibe habe.

Es gehöret viele Klugheit dazu, die Verschie-
denheiten der Krankheiten zu unterscheiden. Wie
sollen es Bader und alte Weiber können?

Man brauche nur nichts hinter dem Arzt;
man sey gegen ihn offenherzig, er wird dann
seine Meinung eben so aufrichtig sagen.

Ein jedes altes Weibermittel zu gebrauchen,
ist einsältig; wenn es umschlägt, kann der Arzt
oft nicht mehr helfen.

Man brauche lieber anfangs, so kömmt man
geschwinder davon.

In keiner Krankheit soll man Ueberlassen,
Brechen oder Exiren, ohne daß es der Arzt gut
geheissen habe.

Auch der geschickteste Arzt kann eine hitzige
Krankheit, oder die in derselben sich ereignende
Schmerzen, Unruhe, Schlaflosigkeit zc. auf der
Stelle lindern. Geduld wirkt endlich Linderung.

Wenn

Wenn die Krankheit lange dauert, so liegt die Schuld oft nicht am Arzt. Einige Krankheiten sind ihrer Natur nach langwierig, einige weil sie anfänglich versäumt oder verpfuscht worden, einige weil der Kranke in der Lebensordnung gefehlt hat.

Für Schmerzen und Schlaflosigkeit giebt kein vernünftiger Arzt lindernde Mittel. Der Schmerz hebt sich, und der Schlaf kömmt von sich selbst, sobald die Krankheit nachläßt, oder gehoben ist.

Es kostet doppelt so viel, wenn man zu einem Pfuscher geht, und wagt noch dabei sein Leben.

Es giebt keine Universalmedicin, keine Universalpflaster, kein Lebensbalsam. Wer dieses glaubt ist einfältig, wer sie braucht, dumm. Wie kann ein Leisten für alle Füße taugen?

Die Krankheit dauert so lange, als die Ursache und böse Materie im Körper vorhanden ist. Daraus folgen zwei Wahrheiten: Jede Krankheit hat ihre Zeit, und muß ztens durch Auswurf oder Ausleerung, nicht durch Stopfen, gehoben werden.

In hitzigen Krankheiten muß man viel trinken und den Leib offen halten, aber auch nicht zu heftig laxieren, weil es schwächt.

Jede Ausleerung die erleichtert, und nicht schwächt, ist gut, und darf nicht verhindert werden.

In hitzigen Krankheiten wirkt die Natur, in langsamen die Kunst des Arztes.

Man zwingt ja den Kranken nicht, daß er esse. Eingezwungene Speisen, und wenn sie noch so gut sind, beschweren den Magen, und werden nicht verdaut. Wollten wir vernünftiger seyn, als die Natur?

In hitzigen Krankheiten wird der Magen so zart und empfindlich, wie bei einem Kinde.

Oft wirkt eine gute Lebensordnung, sich warm halten, im Bette bleiben, ausdünsten, mehr als alle Arznei.

Je mehr der Kranke Hitze und Ungestigkeit hat, desto leichter deckt man ihn, desto weniger heizt man die Zimmer.

Wer ein festes Vertrauen auf seinen Arzt setzt, wird von ihm nicht nur lieber, sondern auch fleißiger bedient; man muß dem glauben der es versteht, und nicht den Ohrenbläsern und Quacksalbern die nichts verstehen.

So bald man sich krank spürt, ist die erste Regel: Hüte dich vor Fleischspeisen, und meide die Luft.

Manche Krankheit die Anfangs klein schien, ist durch Vernachlässigung und Eigensinn auf einmal heftig und gefährlich worden.

Es ist besser die Hausgeschäfte bleiben zwei oder drei Tage liegen, als daß man drei oder vier Wochen im Bette liegen müsse.

Man

Man sehe sich in gesunden Tagen um einen geschickten Arzt um, damit man in geschwinden Fällen wisse, wo Rath fordern.

Es ist oft besser nichts brauchen, als ungeschickte Arzneien nehmen.

Wer euch gewiß verspricht zu helfen, oder sogar die Zeit bestimmt, in welcher er euch herstellen will, ist ein Windmacher oder Betrüger.

Nicht besser ist jener, welcher von Arkanen, von erfundenen und Wunder wirkenden Mitteln spricht.

Für Quetschungen und Wunden ist der Ueberschlag von Brandwein schädlich. Die Wunde lasse man bluten; dauert es aber zu lange, so verbinde man sie trocken; warmer Wein ist der beste Ueberschlag.

Zuweilen muß man trockene, zuweilen feuchte Ueberschläge brauchen, diese schaden niemals, wenn sie nur nicht zu heiß aufgelegt, oder bis zur Erkältung liegen bleiben. Man muß also fleißig abwechseln.

Unsinzig ist es, alte Geschwüre an Füßen oder andern Theilen mit Gewalt zu heilen wollen, wenn es der Arzt mißrath. Was gewinnen solche Eigensinnige dadurch? das Geschwür hört auf zu fließen, aber nun folgt Reichen, Lungenfucht, Blutspien, Wassersucht, Auszehrung. Man lasse der Natur ihren Lauf, Besser in den Füßen als in dem Leibe.

Zu jeder Kur gehören zwei Stücke: gute Arzneien und genaue Befolgung der vorgeschriebenen Lebensordnung. Schwache Körper müssen noch genauer und besorgter auf die Lebensordnung halten, weil eins das andere unterstützt oder verderbt.

Es giebt Krankheiten, wo man lange Zeit Arzneien brauchen muß.

Der Widerwillen gegen Arznei ist bei vielen die Ursache der langsamen Besserung. Es ist zwar unangenehm Arzneien nehmen, aber noch unangenehmer im Bette liegen und Schmerzen ausstehen, und die meisten müssen zuletzt dreimal so viel nehmen.

Wer kränklich oder siech ist, der hat eine schwache Natur, wer eine schwache Natur hat, wird von jeder gelegenheitlichen Ursache der Krankheit geschwinder und stärker angegriffen; wer geschwinder angegriffen wird, muß sich also mehr schonen und in Acht nehmen.

„Ich bin gar nicht aus dem Zimmer gekommen, wie kann ich mich verkältet haben?“ sagte zu mir eine meiner kranken Freundinnen. Dies glaub ich gern, aber ich weiß, daß auch Leute die unruhig schlafen, sich im Bett verkälten können. Wie vielmehr wenn man an einer kalten feuchten Wand liegt!

Läßt man sich ein Paar Schuhe machen, so geht man zum besten Schuster; läßt man sich ein

ein neues Kleid machen, so fragt man nach dem besten Meister. Will man sich aber heilen lassen, so ist ein jeder gut genug, wäre es auch ein Pfuscher oder Anfänger.

Es ist besser der Arzt gehe langsam, als wenn er die Krankheit mit heftigen Arzneien bestürmen wollte.

Man kann sehr krank seyn, und dennoch gut aussehen. Oft ist die gute Farbe, wie die Miene die man annimmt, betrüglich.

In langsamen und verborgenen Krankheiten eines Eingeweids behält der Mensch seine Eßlust lange. Oft wächst sie noch.

Mäßigkeit und Ordnung sind immer die besten Verwahrungsmittel gegen Krankheiten.

Einige Krankheiten sind ihrer Natur nach unheilbar, einige aus hinzugekommenen Fehlern in der Lebensordnung, einige aus Vernachlässigung des Kranken, einige weil die Krankheit schon zu lang gedauert und überhand genommen, einige weil sie von Pfuschern übel behandelt worden.

Schwache, entkräftete und sieche Körper zu heilen, erfordert mehr Einsicht, Geduld und Zeit, als wenn man es mit Gesunden und Starken zu thun hat.

Oft hat, wie ich Beispiele weiß, in hartnäckigen und langwierigen Krankheiten dem Verwegenheit geholfen, wo die furchtsame Kunst eines geschickten und gelehrten Arztes nichts
aus

ausgerichtet hat. Dadurch haben sich die unwissenden Quacksalber emporgeschwungen und sich ein Vertrauen bei dem hohen auch niedrigem Pöbel erworben. Es hat einmal geglückt, wird es auch immer glücken? Wer hat einen Waghals für vernünftig gehalten? Und ist es der Klugheit gemäß, sich einem Unvernünftigen anzuvertrauen?

Wenn ihr einen Arzt beurtheilen wollt, so untersucht, wenn ihr könnt, seine Heilart; erwäget seine erworbene Kenntnisse und sehet auf die Sitten; fast möchte ich sagen, seht ihm ins Gesicht. Ein gründlicher Mann redt wenig, denkt mehr, verspricht nichts, prahlt nicht, verachtet niemand, ist bescheiden, sitzsam, gefest, er hat keine freche Miene, dringt sich nirgend ein, und studiert immer. Das Gegentheil davon ist der Unwissende und Prahler.

Wer niemals krank war, hat selten mit andern viel Bedauerniß. Ja oft soll es nur Verstellung oder Einbildung seyn. Man muthet den Untergebenen zu, noch ferner wie Gesunde zu arbeiten; dies ist hart und gefühllos, und untergräbt noch mehr die Gesundheit andrer.

Bei vielen Kranken bemerkte ich den Eigenstinn, daß sie, so bald sie sich besser fühlen, die Arznei auf die Seite setzen, und nichts mehr brauchen wollen. Und doch ist es so oft nothwendig, noch
fort.

fortzubrauchen, um nicht bei nächster Veranlassung wieder rückfällig zu werden.

Nur der gelehrte Arzt kennt die verborgene Gefahr der Krankheit und sagt sie. Der Ungelehrte verspricht alles zu kuriren, weil er nicht weiß, was zu kuriren ist.

VII.

Was nach der Besserung zu thun sey.

Durch die Krankheit ist der Genesende geschwächt worden, er hat also Kräfte nothwendig; diese erhält er durch nahrhaftes Essen und Trinken. Da aber der Magen noch schwach ist, und der Körper reizbar, so bekümmert ihn nicht jede Speise. Fehler in der Lebensordnung können ihn wieder krank machen, und Ausschweifungen tödten.

Man sieht, daß eine große Sorgfalt nöthig sey, damit der Kranke nicht in der Besserung schümmet, oder in eine andre langwierige Krankheit versetzt werde.

Ich will Beyspiele anführen: Ein Mädchen, dem es nach überwundener Krankheit noch an Kräften fehlte, mußte auf vieles Zureden der Mutter ein gebratenes Läubchen essen. Es hat,
sagte

Sagte sie, so lange nichts gegessen, wo sollen die Kräfte herkommen, iß du nur. Das Mädchen ißet gegen Willen, bekommt ein Fieber, wird noch matter. Eine Person erlegt nach dem Faulfieber Appetit, sie überladet den Magen, klagt Kopfschmerz, Bitterkeit im Munde, Ekel, Drücken &c.

Von dem nemlichen Fehler wurde eine andre rückfällig, und kam von Sinnen.

Zwei Mädchen, weil sie nach der Krankheit zu bald in die kühle Luft und in die Kirche giengen, bekamen Schauer, Kopfschmerz, Ueblichkeit; sie wurden aufs neue krank, und mußten acht Tag mit der Gefahr des Todes kämpfen. Es ist nichts gemeiner, als daß Fieberkranke in der Kirche wieder rückfällig werden.

Man muß Gott danken, heißt es, den erstet Gang in die Kirche thun, die Christenpflicht erfordert dieß. Wenn die Kirche so warm wäre wie die Stube, oder die Gasse wo die Sonne scheint, so gäbe ich es zu; aber die mehrsten sind kalt und feucht.

Die notwendigen Regeln des Verhaltens betreffen also zwei Zeitpunkte: der erste ist, wo die Krankheit sich gebrochen hat, der Appetit

wieder kömmt, der Kranke aber noch matt und schwach ist; der zweite ist jener, wo der Kranke Kräfte hat, und gehen kann, aber noch immer empfindlich ist.

In dem ersten Zeitpunkte geschehen die meisten Fehler im Essen und Trinken; bald ist der Kranke schuld, bald die Wärterin, bald die Eltern und Baafen. Man will dem Kranken Gutes thun, Nahrung geben, den Appetit stillen, und man setzt ihn in Gefahr. Der Magen ist noch reizbar und schwach, wie eine frisch geheilte Wunde. Viel Essen giebt keine Kräfte, aber viel und gut verdauen. Hat auch der Kranke Hunger, so sättigte man ihn nicht ganz, sondern lasse ihn noch mehr verlangen. Darf auch der Kranke essen, so gebe man ihm lauter weiche, gelinde, leicht zu verdauende, nicht zum Durst reizende Speisen: Gemüß, eingemachtes Kalbfleisch, ein Huhn ist alles was man erlauben kann. Das beste und sicherste aber ist, eine gute kräftige Suppe. Wird der Hunger groß, so kann man junges sehr weichgekochtes Kalb- oder auch Rindfleisch geben; das harte drückt, und verdauet sich nicht; das Zeichen der Weichheit ist, wenn es sich mit dem Finger zerdrücken läßt. Ich brauche es wohl nicht erst zu sagen, daß nicht jedes Fleisch am Ochsen oder Kalb zum Essen oder Kochen gut sey. Man merke sich folgende Regeln:

1.) Kranke

- 1.) Kranke, wenn sie sich auch besser befinden, dürfen so lange kein Fleisch essen, bis sie Hunger kriegen.
- 2.) Klagen sie Hunger, so gebe man ihnen festere Speisen, aber wenig.
- 3.) Man esse lieber öfters, und wenig auf einmal.
- 4.) Zum Getränke kann man nach der Besserung die Hälfte Wein und Wasser geben.
- 5.) Er hüte sich vor Leidenschaft, nehme nicht zu viel Besuch an, und ermüde sich nicht mit Reden.
- 6.) Ist er stark genug, daß er gehen kann, so gehe er in der Stube herum, und lege sich, wenn er müde ist, aufs Bett.
- 7.) Der Genesende hüte sich vor Zugluft, oder gehe nicht aus dem Zimmer wenn es kalt ist, und die Kräfte noch nicht vollkommen sind.
- 8.) Spürt er noch zu Zeiten Mattigkeit, Hitze, Schauern, so esse er nichts als Suppe, lege sich ins Bett und fasse.
- 9.) Den ersten, zweiten Ausgang suche man bei gutem Wetter nach dem Essen, an Orte, wo die Sonne scheint; man gehe aber wieder vor Sonnenuntergang nach Hause, und vermeide die Nachtlust.
- 10.) Nicht früher als bis der Körper die Luft wieder gewohnt ist, darf man in die Kirche gehen.

gehen. Nach leichten Krankheiten hat man nicht so viele Vorsicht nöthig.

VIII.

Edelmuth.

Im Jahr 1774 stellten sich bei einem Baron von H. in B. im Herzogthum Jülich eine betagte Bauersfrau, begleitet von ihrem zweiten Manne und ihrem in erster Ehe erzeugten zwölfjährigen Knaben, ein. Ihr folgte ein alter ehrwürdiger Greis nebst zween Zeugen. Die Frau zeigte dem Baron an, daß zwischen ihr und dem Alten einer beträchtlichen Schuldforderung wegen einiger Zwist obwalte, den sie beiderseits nicht gern zu einem förmlichen Proceß mögten kommen lassen, und den sie also seiner schiedsrichterlichen Entscheidung vorzulegen sich entschlossen. Die Sache, fuhr sie fort, sey diese, daß ihr verstorbenen Gatte von dem neben ihr stehenden Greise, der sein vertrauter Freund und Nachbar gewesen, manchmal kleine Summen aufnehmen müssen, welche sie längst abzutragen gesucht haben würde, wenn nur ihr Gläubiger ihr die eigentliche Schuldsomme zu bestimmen sich bequemen wollen. Nun aber fürchte sie, da selbiger sich schlechter-

dings

dingß bloß ihrem Gutedünken überlassen wolle, durch diesen Eigensinn verleitet zu werden, zu wenig zu thun, und ihr Kind in der Ungewißheit zu lassen, ob sein Vater auch als ein ehrlicher Mann in seinem Grabe ruhe. Der Knabe fieng an zu weinen, indem der zweite Mann der Klägerin sie zu bereben suchte, wenn es erforderlich wäre, einen Theil seines Vermögens mit anzuwenden, um nur dem Handel ein Ende zu machen. Nun kam die Reihe an den Alten. Dieser erklärte, daß sein verstorbener Freund, den er herzlich geliebt, ihm zwar mit etwa 100 Thalern verhaftet geblieben: daß er aber von dieser Summe durchaus nichts annehmen werde, bis dasjenige davon abgezogen worden, was er dahingegen von Seiten seines Freundes erhalten. „Ich erinnere mich unter andern, — fuhr er fort, — daß, als ich vor ungefähr 20 Jahren durch die Seuche mein Hornvieh verlor, mein Nachbar mir von seinen drei Kühen die zwei besten zu brachte, und noch dazu seinen Vorrath an Butter mit mir theilte, ohne etnige Vergeltung dafür annehmen zu wollen — der vielen Arbeiten und Reisen, die er für mich gethan, nicht zu gedenken. Dieses alles muß meine Gegnerin mir anrechnen, ehe ich meine Forderung gelten lassen kann — und hierauf beruhet unser ganzer Streit.“ — Die Frau bestand darauf, daß dergleichen Freundschaftsdienste, die sich Nachbarn zu leisten pflegen,

pflegten, gegen einander aufgiengen, und also nicht zur Rechnung zu stellen seyn. Der Baron gab sich alle Mühe, die unbestrittenen Punkte von den zweifelhaften zu trennen. „Entscheiden Sie nicht — fiel der Alte ihm ein —, nach der Strenge der Gesetze, sondern nach der Billigkeit, und vergessen Sie es nicht, daß mein Schuldner mein Freund gewesen, und ich eher etwas verlieren kann, als der unmündige Knabe da — und seine ehrliche Mutter!“ — Endlich nach vielen edelmüthigen Schwierigkeiten, die dem innigst gerührten Schiedsrichter von beiden Seiten fast bei einem jeden Punkte in den Weg gelegt wurden — war der Vergleich vollendet. Die Frau und der Alte umarmten sich — die ungebrauchten Zeugen stunden, voll Verehrung, mit offenem Munde da — und alle giengen mit dem Alten, der sie in seine Heimath einlud, wo eben des andern Tages die Kirchweih einfiel, um sich mit einander lustig zu machen. Ihr großmüthiger Schiedsrichter gestand, daß es ihm viele Wollust gewährt habe, so schöne Seelen kennen zu lernen.

* * *

Kurz nach dem letzten Nacheren Frieden ward der verstorbene Herzog von Montagu eines mitteljährigen Mannes von edler Miene gewahr,
 der

Der eine zwar reinliche, aber veraltete Uniform trug, immer im einsamsten Gange längst dem Ufer hinschlich, zuweilen stille stand, und seine Augen mit einer traurigen Würde gen Himmel erhob. Der Herzog fand bald jemand, der ihm die Geschichte des Unbekannten erzählte. „Sein Name — hieß es — ist Randall; er ist brav, wie sein Degen, und erndtete im letzten Kriege Wunden und Ehre genug; aber er hat seine Compagnie, die ihm sein ganzes Erbtheil kostete, durch die Reduction verloren, und nun ist er freylich zu beklagen, wenn er anders beklagt werden will. Er lebt in London von der Hälfte seines halben Gehalts, um ein besseres Glück in der Nähe abzuwarten. Seine Frau hungert mit zwei Kindern bei der andern Hälfte in Yorkshire. Man sagt, daß er das arme Weib schwärmerisch liebt, und vielleicht macht ihn ihre Abwesenheit schwermüthig.“ — „Hat der Mann keine Freunde?“ — fragte der Herzog. — „Allerdings,“ war die Antwort, „aber er meidet sie, und begegnet ihnen zurückhaltend und kalt. Er nennt es eine gefährliche Prüfung, Hülfe zu fordern, und will, wie er sich gegen jemand herausließ, keinen alten Freund verachten lernen. Nun wissen Sie, Mylord, — fuhr der Erzähler fort, — „daß man niemanden seine Wohlthaten aufdringt, und daß es eine schiefe Art zu denken verräth, sich stolz im Unglücke zeigen!“ — Dem Herzoge flopfte

Klopfte das Herz. Er sann einige Augenblicke nach — und sein Plan war gemacht. Einige Zeit nachher, als eben Randall in tiefen Gedanken auf einer Bank des Parks saß; näherte sich ein Kammerdiener des Herzogs, und bat ihn, im Namen seines Herrn, auf den folgenden Tag zur Tafel. Randall stand mit einiger Bestürzung, und wie vom Traum erwachend, auf, sah den Fremden starr an, und antwortete kalt, daß er sich in der Person irren müsse, weil er den Herzog nicht kenne. „Wenn Sie,“ erwiderte der andere. „Capitain Randall vom 17ten Regiment sind; so gilt mein Auftrag Sie.“ — „Gut,“ sagte Randall, „ich begreife das nicht, aber ich werde die Ehre haben, zu kommen.“

Der Herzog empfing ihn allein, und indem er ihn vertraulich bey der Hand ergrif; sagte er leise, mit einer geheimnißvollen Miene, zu ihm: „Sie errathen die Ursache meiner Einladung nicht, und ich bin ungewiß, wie Sie meine Freyheit aufnehmen werden. Ich habe durch einen Zufall erfahren, daß eine junge Dame meiner Bekanntschaft nicht weniger als gleichgültig gegen Sie ist, — und daß ihr Herz und ihre Ruhe daran hängt, Sie einmal zu sprechen. Weil nun aber dieses in dem Hause der Lady nicht wird angehen können; so habe ich mir die

unschul-

unschuldige Freude gemacht, Sie beyde hier zusammen zu bringen. — Ich hoffe, daß diese meine Sorgfalt Ihnen keine Veranlassung geben wird, nachtheilig von mir zu denken. " — Bey jedem Worte des Herzogs erweiterten sich die Augen des ehrlichen Capitains, der endlich mit starrem Blicke und zitternder Unterlippe zu reden begann. " Mylord, — sagte er feyerlich, — entweder man hat Sie zum Besten, oder auch mich, — und wir sind, wie ich hoffe, bey Gott, die Leute nicht, denen man so etwas bietet! " Der Herzog antwortete eben so ernsthaft: Herr Hauptmann, ich bin ein Mann von Ehre, und was ich Ihnen sage, ist die reinste Wahrheit. " Hier flog die Seitenthüre auf, und Randall erblickte seine Frau, die an den Hals ihres halb versteinerten Mannes flog, und seine Kinder, die sich fest um seine Schenkel klammerten, an ihm hinauffahn, und laut weinten, weil die Unschuldigen die Freudenthänen im Auge ihres Vaters mißdeuteten. Hundert Fragen durchkreuzten sich. " Weist du denn auch " — rief die Frau. " Wie kommt ihr nach London? " — der Mann. " Daß der Herzog " — fuhr die Frau fort — " das Werkzeug unsers Glückes ist? — daß er mir schrieb, eiligst nach London zu kommen, weil mein Onkel, der mit unsrer Heyrath unzufrieden war, ihm auf seinem Todtbette — " Hier ist das Papier. (Es war eine

eine Annuität auf 100 Pf. jährlich) — Der ehr-
 süchtige, empfindliche Mandall errieth, und ver-
 schlang das Geheimniß. „Ach, Mylord!“ —
 rief er aus — „Lassen Sie es gut seyn, —
 sagte der Herzog. — „Wir wollen auf des
 Onkels Andenken eins trinken.“

Der Onkel war wirklich todt, aber das
 Vermächtniß nur eine Fabel.

IX.

Poesien.

1. Die bedungene Buße,

(Nach Imbert.)

1783.

Sebatter Michel gieng zur Beichte,
 Als er vor Pater Vinzent trat,
 Die Sünden treu gestand und nun um Ablass
 bat;

Sprach Vinzent: guter Michel! wist,
 Die Schulden sind zu groß, die auf euch lasten;
 Wollt ihr sie tilgen, Freund; so müßt
 Ihr einen ganzen Monat fasten!

„Was?“

„ Was? Einen Monat fasten! — Ich? —
 „ Warum nicht gar
 „ Ein rundes Jahr?
 „ Herr Vater, send nicht wunderlich!
 „ Hört, ich will thun, was nur ein Bauers-
 mann

„ In meiner Lage leisten kann:
 „ Acht Tage lang will ich euch fasten. — Nun?
 „ — Wollt ihr? — Mein Seel! mehr kann ich
 doch nicht thun! “

Er schwieg und gieng. Nach einem Augenblick
 Kam er mit schnellem Schritt zu rück:

„ Nun? — Wollt ihr? He! — Acht Tag' ist
 lang genug!

„ Ist eine ganze Woche!“ — — Seyd ihr klug?
 Meint ihr, man treibe hier, wie auf dem Markte
 Handel?

Durchdenkt doch nur den Lebenswandel,
 Den ihr geführt! Wer solche Sünden thut.
 Muß schwer sie büßen. — „ Nu dann, gut!

„ Weil ihr's so wollt, so seß' ich zu acht Tagen
 „ Noch zween, macht zehn! —

„ Nun habt ihr doch, mein Seel! kein klagen,
 „ Zehn Tage, das kann immer gehn! “ —

Der Vater konnte sich des Lachens kaum ent-
 halten;

Er zog den Mund in hundert krause Falten,
 Nahm ganz das Priesterwesen an
 Und drohte mit dem Kirchenbann.

Dies

60 Niederrh. Unterhalt. July;

Dies fürchterliche Wort konnte endlich Michel
rühren.

„Weil's dann so seyn muß, gut! Ihr könnt
mich absolvieren,

(Sprach er) Doch weil ich mich so gräßlich lang
soll quälen;

„So laßt doch wenigstens mich selbst den Mo-
nat wählen,

„Und darf ich dies; so seys der traute Fe-
bruar.“ —

Mag seyn. — Doch sagt, warum wählt ihr vom
ganzen Jahr

Euch grade diesen Mond? — Verdient dies noch
der Frage!

Hat er denn heuer nicht nur acht und zwanzig
Tage? “ —

— nn.

2. Am fünf und zwanzigsten August,

1783.

Seh mir gegrüßt, in deinem Rosenschleier;
Du Bonnettag! du Tag der frohesten Feier!
Dir weint mein Blick des wärmsten Dankes
Zoll;

Denn du, du hast sie mir geboren
Die Theure, die mein Herz erkoren — —
D, mach nun auch das Maas von meinen Freu-
den voll,

Und

Und trag in deinen kühlen Morgenlüften,
 Durchwebt von aller Fluren Opferdüften,
 Des Jünglings Wünsche zu der Gottheit Ehren!
 Sie kennt sein Herz; sie kennt sein heißes Sehnen,
 Sie zählte seiner reinen Liebe Thränen;
 Was er heut wünscht, wird ihm gewiß zum
 Lohn. —

Gesundheit fröm' und Wonn' auf allen Wegen
 Die Laura wallt, ihr ungetrübt entgegen!
 Ihr Herz, das jede Tugend feurig liebt;
 Werd' immer ofner für die lautern Freuden,
 Die nimmer eckeln, nimmer von uns scheiden,
 Und die Natur allein und Unschuld giebt.
 Und in dem Herzen, voll der schönsten Triebs
 Der Menschheit, flamme ächte, reine Liebe
 Für den, dem sie hier alles, alles ist — —
 O möchte doch ihr Engel uns umschweben
 Und ihre Seel' in meine Seele weben,
 Wenn heute sie mein Arm im Wonnedrang um-
 schließt —

Dann wäre, kehrest du einst, auf duftendem See-
 fieder,

Du Freudentag! zur neuen Feier wieder,
 Getilgt der bangen Ungewißheit Pein;
 Dann täuschten mich nicht leere Phantasien,
 Dann säh' ich wahres Erdenglück mir blühen,
 O dann — dann wäre Laura mein! — —
 Sey nicht mehr fern, du heißgewünschte Stunde!
 Denn steht ihr Herz nur erst mit mir im Bunde,

Ist sie auf ewig ewig mein;
 Kann ich mit ihr die kleinste Freude theilen,
 Durch Mitgenuß von jedem Schmerz sie heilen;
 Kann ich, im Sturm und Sonnenschein,
 An ihrer Hand des Daseyns Zweck erfüllen,
 Da Freuden schöpfen, wo sie ewig quillen;
 Aus Jugend und aus reiner Fröhlichkeit,
 Und nach vollbrachter Pflicht auf ihrer Brust
 mich wiegen,
 O Gott! dann trink' ich schon, mit vollen
 Athemzügen
 Auf Erden Engelseeligkeit.

— III.

3. Morgenlied eines Ziegelbäckers.

1783.

Von Arbeit matt, legt' ich mich gestern nie-
 der —

Fast sank ich hin —

Ist graut der Tag und schon erwach ich wieder
 Mit helterm Sinn.

* * *

Ganzt war mein Schlaf, schlief ich gleich nicht
 auf Kissen

Auf Polstern nicht:

Doch

Doch schreckte mich kein Alp, kein böß Gewissen,
Kein Traumgesicht.

* * *

Mein braunes Weib — noch lächelt sie im
Schlummer —

Lag mir im Arm.

Ihr träumte nicht von reicher Leute Kummer,
Von Sorg und Harm.

* * *

Beim ganzen Plug *) find man nicht ihres
gleichen

So treu und gut;

Und jedes muß an Thätigkeit ihr weichen
Und frohem Muth.

* * *

Die Kleinen dort sind frischer und gesünder
Im engen Raum

Als im Pallast der Städter bleiche Kinder
Auf weichem Pflaum.

* * *

Mir ist so wohl, wenn mir am frühen Morgen
Mein Brandtwein schmeckt.

Indeß

*) Plug heißt nach der Ziegelbäckersprache eine Gesell-
schaft von 16 Arbeitern.

Indeß ein Buss von tausendfachen Sorgen,
Den Reichen neckt.

* * *

Zwar schaff ich mir den Lohn von wenig Stüben
Durch sauren Schweiß; —
Doch murr' ich nicht und hoffend denk ich
lieber,
Gott lobnt den Fleiß.

• • •

Dir dank' ich's, Gott! daß du mir hier auf
Erden

Viel Arbeit gabst;
Denn so kann ich's vor andern inne werden,
Wenn Du mich labst.

* • •

Mun frisch ans Werk — Heraus, Weib Kinder,
Brüder!

Die Sonne steigt.
Seid frohes Muths! wir rasten uns ja wieder,
Wenn sie sich neigt.

E. S.

verfertigen und herauszugeben; aber mitten unter diesem Geschäfte, wo er bereits alle Kosten angewandt hatte, nahm ihn der Tod weg, und ließ eine Wittwe mit unmündigen Kindern zurück, die seine Unterstützung so sehr bedurften. — Die Fr. Wittwe hat die zinnernen Platten, Kupferpresse und den Auszug verschiedentlich ausgebieten, aber keinen Abnehmer finden können. Unterschriebener ist daher willens diesen Auszug zum besten der Fr. Wittwe und Kinder, in der vor einigen Jahren sich neu angeschafften Notendruckerrey abdrucken zu lassen; er wird 7 Bogen in Folio ausmachen.

Sollten sich auch Liebhaber zu den ausgeschriebenen Stimmen finden, so wird man, wenn nur durch die Anzahl derselben die Kosten des Abdrucks bestritten werden können, gern damit dienen. Zu diesem Behuf bittet man jeden Subscribenten, zu bemerken: Ob er blos den vollständigen Clavierauszug, oder auch die Stimmen dabey, zu haben wünscht.

Alle Herrn Buch- und Musikhändler, Musici, und alle Beförderer des Nützlichen und Guten, werden ersucht, sich mit mir für das Beste der Fr. Wittwe und Kinder des sel. Herrn Cantor und Musici Geier gütigst zu verwenden, und gegen den gewöhnlichen Rabat Subscriptionen anzunehmen. Außer dem Bewußtseyn, etwas Gutes bewirkt zu haben, wird es Sie und jeden Beförderer, der 12 Ggr. den Louisd'or zu 5 Rthl. oder 54 Kr. Reichs Valor subscribirt, nicht gereuen, diese Kleinigkeit für diesen Auszug angewendet zu haben.

Der Subscriptionstermin stehet bis den 15ten August d. J. offen, zu welcher Zeit auch zugleich mit der Ablieferung der Exemplare angefangen werden wird.

Wer auf 6 Exemplar subscribirt, erhält eins, auf 10 zwey, auf 15 drey und auf 20 vier Exemplar frey für seine Bemühung. Man bittet aber um freye Einsendung der Briefe und Gelder.

Da die Namen der gütigen Beförderer vorge-
druckt werden sollen, so bittet man sie deutlich
geschrieben einzusenden,

an den
Universitätsbuchdrucker Bösendahl
in Kitzeln.

In Wesel nimmt der Verleger der Niederrh.
Unterhaltungen Subscription an.

Der in den Niederrh. Unterhaltungen No. 8
vom Sept. vorigen Jahrs enthaltenen Vorschlag
zur bequemeren und geschmackvolleren Einrichtung
deutscher Briefe besonders mit Rücksicht auf die
Abschaffung der Steifen und unnützen Titulaturen
hat hin und wieder den verdienten Beifall ge-
funden. Es sind den Herausgebern von ver-
schiedenen Orten her schon mehrere Briefe an
sie selbst und an andere zu Gesicht gekommen,
die nicht allein ganz nach jenem Vorschlag ein-
gerichtet waren, sondern in welchen auch der
Absender des Briefes, um den Vorwurf der
Singularität zu vermeiden, nach eben demselben
Vorschlag einen kleinen gedruckten Zettel einge-
legt hatte des Inhalts:

Unterzeichneter bittet, es nicht als eine
Verletzung der Höflichkeit anzusehen, wenn
er nach der nun fast allgemein eingeführten
Gewohnheit hinführo in seinen Briefen alle
Complimente und Titulaturen vermeidet, so
wie er auch ein gleiches von seinen Corres-
pondenten wünschet.

Da diese Methode einstreitig allgemein einge-
führt zu werden verdient, so hat der Verleger
der Niederrh. Unterhaltungen einen Vorrath
solcher Zettel abdrucken zu lassen, und sind sol-
che bei ihm die fünfzig Stück zu 9 Stbr. zu
haben.

Niederrheinische Unterhaltungen.

Eine gemeinnützige
Monatschrift
fürs Jahr 1791.

Zehntes Heft. October.

Wesel und Frankfurt
bei Fr. Jak. Röder und J. Joach. Kessler.

Von dieser periodischen Schrift wird monatlich ein Heft, vier Bogen stark ausgegeben. Der Preis für einen ganzen Jahrgang, ist 2 Rthl. 6 Sgr., und wird erst beim Empfang des letzten Stückes im December bezahlt. In der Ausführung der Bestellungen kann man sich an das benachbarte Postamt, oder an einen der benannten Verlegern in Wesel und Frankfurt wenden, welche so viel als möglich, für die schnelle Beförderung sorgen werden. Beiträge nimmt man sich höchstens gegen den 2ten oder 3ten des Monats, und zwar unter der Adresse: In die Expedition der Niederrh. Unterhaltungen in Wesel.

Inhalt.

	Seite.
1. Erfindungsgeschichte einiger bekannter Kunstprodukten. von — t.	193
2. Ein Paar Inquisitionsgeschichtchen neuerer Zeit.	202
3. Milde und weise Censur in Oestreich.	207
4. Noch eine Erscheinungsgeschichte. Ein Pendant zu No. 1. des vorigen Hefts.	220
5. Der Blumenfreund in Benstädt. Ein Gemähde aus dem häuslichen Leben.	216
6. Ueber die verschiedene Benennung und Form des Buchstaben ß.	240
7. Anekdoten.	244
8. Handwerksneid.	244
9. Öffentliche Nachahmensewürdige Afsicht.	257
10. Sentenzen. Alte und neue.	262

Niederrheinische Unterhaltungen

Eine gemeinnützige

Monatsschrift

fürs Jahr 1791.



Zehntes Heft. October.

I.

Erfindungsgeschichte

einiger bekannter Kunstprodukten.

Uhren.

- a. onnenuhren. Die Erfindung der Sonnenuhren ist sehr alt. Man sieht aus dem zweiten Buche der Könige, daß der König Ahas eine in seinem Pallast hatte, die er aus seinem Bette sehen konnte. Unter den Griechen wird Anaximenes ein Schüler des Thales und Zeitgenosse des Pythagoras für den Urheber derselben gehalten. Nach dem Plinius verfertigte er eine in Lacedämon. Den Römern wurden die Sonnenuhren erst später bekannt.
- U. 7. II. Band. N Lm

Lucius Papirius Cursor ließ vierhundert Jahr nach Erbauung Roms die erste in dieser Stadt machen. Sie war sehr unvollkommen, allein dreißig Jahren hernach brachte man eine aus Sicilien dahin, die weit richtiger war, die Schüler des Euklides und Archimedes hatten sie fertig; allein sie war nicht nach dem römischen Horizont berechnet und daher zum Gebrauch noch fehlerhaft. Indessen bediente man sich derselben doch noch länger als hundert Jahre. Endlich wurden einige Zeit vor Christi Geburt die Sonnenuhren zur Vollkommenheit gebracht. Beide uns bekannte Arten so wohl die Horizontalen als Vertikalen, wurden bei den Römern eingeführt. Diese Kunst wurde mit den andern mathematischen Wissenschaften in den barbarischen Zeiten vernachlässigt. Wenn man auch Sonnenuhren verfertigte, so waren diese Arbeiten doch bloß mechanisch. Erst im sechszehnten Jahrhundert, da die Astronomie anfing große Fortschritte zu machen, fieng man an, die Gnomonik in gewisse Regeln zu bringen. Oronce Fine und der Jesuit Klavius, der an der Verbesserung des gregorianischen Kalenders den größten Antheil hatte, schrieben über diese Materie, deren Theorie hernach im siebzehnten Jahrhundert auf einfachere und bestimmtere Grundsätze gebracht worden ist.

Da die Sonnenuhren zur genauen Anzeigung der Zeit nicht hinreichend sind, so war man genöthigt, andere Mittel zu diesem Zweck zu wählen, und so entstand die Uhrmacherskunst. Die ersten Uhren, deren man sich bediente, waren die

2. Wasseruhren. Auch diese sind schon in den ältesten Zeiten bekannt gewesen. Vitruv gibt dem Ctesibius von Alexandrien, welcher unter Ptolemäus Evergeta, oder ohngefähr 245 Jahre vor unsrer Zeitrechnung gelebt hat, für den Erfinder an. P. Cornelius Scipio Nasica führte solche in Rom ein im 594ten Jahre nach Erbauung der Stadt, oder, welches gleich ist, ohngefähr 157 Jahre vor Christi Geburt. Die gewöhnlichsten Arten der Wasseruhren der Alten kamen darinn überein, daß das Wasser aus einem engen Loche des Gefäßes tropfenweise in ein anderes fiel, worin ein leichter Körper schwam, der die Höhe des Wassers und dadurch die verfloffene Zeit andeutete. Sie hatten alle den Fehler mit einander gemein, daß das Wasser anfänglich geschwinder hernach langsamer auslief, daß sie vieler Verbesserung und Aufsicht bedurften. u. s. w. Das artige Werkzeug, welches wir jetzt unter dem Namen der Wasseruhren haben, ist erst im vorigen Jahrhundert erfunden worden. Es ist eine Walze mit vielen inneren Abtheilungen oder Kammern, welche sich, indem das Wasser aus

einer Kammer in die andere läuft, um ihre Axe dreht, woran sie mit einem Faden in einem Gefaße, an welchem die Stundenzahlen durch Versuche bestimmt sind, hängt. Das forttrinnende Wasser verändert sehr langsam den Schwerpunkt der Walze, wodurch die Bewegung fast eben so wie bei der von den Chinesern erfundenen Quecksilberpuppe erfolgt. Alexander sagt mehr als einmal daß Dom Carl Vailly, ein Benediktiner von der Bruderschaft St. Maur, diese Wasseruhr im Jahr 1690 zu Sens in Bourgogne erfunden und durch Hülfe eines dortigen Zinngießers Namens Regnard zu Stande gebracht habe. Diese Nachricht wird einigermaßen durch Ozanam bestätigt, denn er sagt ausdrücklich, die ersten Wasseruhren wären aus Bourgogne 1693 nach Paris gekommen, und er beschreibt eine, die zu Sens von Zinn gemacht worden. Jener Dom Charles Vailly ist 1646 zu Paris geboren und 1726 gestorben, er wird wegen seiner mathematischen Kenntnissen gerühmt, wiewohl er durch keine Schriften bekannt geworden ist, indem er alle seine Aufsätze selbst verbrannt hat.

Inzwischen scheint Alexander, der auch ein Benediktiner war, seinem Ordensbruder eine Ehre zuzuschreiben, die ihm wohl nicht zukommen mögte. Dann schon im Jahr 1669 hat ein Italiäner, Dominicus Martinelli von Spoleto,

zu Venedig einen ausführlichen Traktat von eben diesen Wasseruhren herausgegeben, den Ozanam durch einen seiner Freunde ins Französische hat übersetzen und mit dessen Zusätzen abdrucken lassen. Dieser Uebersetzer erinnert auch, daß man in Frankreich die Wasseruhren mehr als zwanzig Jahre früher, als Ozanam gemeint hat, gekannt habe. Es scheint also eine italiänische Erfindung aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts zu seyn, und Vailly mag sie vielleicht nur zuerst in Frankreich verfertigt haben, wenn gleich Alexander, der des Martinelli kurz gedenkt, dis nicht zugeben will, indem er sagt: es ist ja möglich, daß zwei Personen von durchdringendem Verstand eine und dieselbe Sache entdeckt haben.

3. Räderuhren. Es scheint, daß man zu den Zeiten der ersten römischen Kaiser einige Maschinen mit Rädern hatte, welche die Stunden anzeigten, allein die Mechanik derselben ist uns unbekannt. Indessen ist es gewiß, daß im sechsten Jahrhundert Boetius und Cassiodorus dergleichen verfertigen ließen. Diese waren zwei große Männer in vielem Betracht, beide waren sehr unglücklich und nach ihnen wurden ihre Geheimnisse sehr vernachlässigt. Zweyhundert Jahre nachher schickte der Pabst Paulus I. dem Könige Pipin, Vater Karls des Großen, eine Uhr mit Rädern, die man für die einzige in der Welt hielt.

hielt. Die Araber machten ohngefähr vierzig Jahre hernach eine andere, mit welcher ihr Kalif, der berühmte Aron Alraschid an Karl den Großen ein Geschenk machte. Diese Uhren bezeichnen alle Stunden auf einem Zifferblatt, das in zwölf Theile getheilt war, vermittelt eines Weislers, der durch ein Rad gedreht wurde, allein es ist nicht gewiß, ob sie schlagend waren.

Der berühmte Gerbert, der unter dem Namen Sylvester II. Pabst wurde, verbesserte die Uhren im elften Jahrhundert. Sie wurden damals etwas gemeiner, man weiß aber nicht, wie sehr sie den unsrigen gleich kamen. Endlich im vierzehnten Jahrhundert verfertigte Jakob de Dondis, ein sinnreicher und in der Astronomie und Mathematik zu seiner Zeit außerordentlicher Mann, eine wundervolle Uhr, die in seiner Vaterstadt Padua im Jahr 1344 auf einem großen Thurn angebracht wurde. Sie bezeichnete nicht allein die Stunden, sondern auch die Wochen und Monatsstage. Man weiß zwar nicht, ob sie die Stunden schlug, aber das weiß man, daß die Räder durch große Gewichte gedreht wurden. Diese Uhr verschaffte dem Erfinder großen Ruhm und Reichthümer, er veränderte daher seinen Namen Dondis in Jakob Orologi, den seine Familie im Venetianischen noch bis auf den heutigen Tag führt. Ein Zweig derselben ist unter
den

den Venetianischen Adel aufgenommen worden, der andere hat den Marquisen Titel und lebt zu Padua.

Diese paduanische Uhr wurde hernach in den größten Städten von Europa nachgeahmt, worzu dann das Schlagen und das Glockenspiel bei vielen hinzugefügt wurde. Im Jahr 1363 war eine in Courtray in den Niederlanden, die Philip der Kühne Herzog von Burgund abnehmen und nach Dijon bringen ließ. Unter der Regierung des Königs von Frankreich Karls V im Jahr 1370 wurde die Uhr am Pallast zu Paris und zwar durch einen Deutschen Namens Karl von Wie verfertigt. Diese Kunst stieg immer höher und die Meisterstücke dieser Art wurden immer mehr ausgebreitet und geziert, allein die Mechanik derselben wurde simplifizirt. Nur lange hernach erhielt die Kunst diesen hohen Grad der Vollkommenheit, der allen andern Methoden weit vorzuziehen ist. Die großen und prächtigen Uhren zu Strasburg und Lion sind aus dem sechszehnten Jahrhundert. Es scheint, daß auch die Taschenuhren erst in diesem Zeitalter bekannter wurden. Gemacht wurden sie sonst bereits im 14ten Jahrhundert. Vor etlichen Jahren fanden Arbeiter bei Bruce einem Schlosse in Sifeshire eine Taschenuhr nebst einigen Münzen, welche sie einem Krämer gaben. Dieser schickte die

die Uhr nach London an seinen Bruder, weil er sie für ein merkwürdiges Stück hielt. Das äussere Gehäuse ist von Silber nach einem feinen Muster getrieben mit einem Grunde von blauem Schmelz. Auf der Zifferplatte steht: Robertus B. Rex Scottorum, darüber ist ein convexes durchsichtiges Horn statt des jetzt gebräuchlichen Glases. Nun kann Robertus B. Rex Scottorum kein anderer König von Schottland seyn als Robert Bruce der im Jahr 1305 die Regierung antrat und 1328 starb. Diese gewiß merkwürdige Uhr, welche der König in England noch jetzt besitzt, ist nicht größer als diejenigen, welche jetzt in Gebrauch sind. Die Geschichte erwähnt, daß der König von Frankreich Ludwig XI eine Taschenuhr besaß, die ein verarmter Edelmann ihm aus seinem Zimmer gestohlen hatte. Diese Uhr schlug die Stunden, wodurch der Dieb entdeckt wurde, denn die geschah in seinem Rockärmel den Augenblick da er sie fortbringen wollte. Man findet noch in England die Taschenuhr des Königs Heinrich VIII. Einige Autoren des sechzehnten Jahrhunderts reden von Uhren ihrer Zeit, die nicht größer als Mandeln und von der nehmlichen Figur waren.

Um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts verbesserte Hagens die Uhrmacherskunst durch seine wichtige Entdeckung, wodurch auch einige
Eng

Engländer zu neuen Verbesserungen veranlaßt wurden. Zu den neuesten gehören die Repetiruhren unter der Regierung Karls II. welcher viel auf Uhren hielt, daß, wenn er sich mit Maillspiel belustigte, gemeinniglich Uhrmacher gegenwärtig gewesen und oft eine Uhr zum Preis gesetzt ward. Von solcher Neigung großer Herren zu Uhren hat man mehrere Beispiele, unter andern gefielen diese Zeitmesser dem Kaiser Karl V. so sehr, daß er nach der Mahlzeit an einem Tische zu sitzen pflegte, worauf verschiedene Uhren lagen, zwischen denen seine Flasche stand. Auch als er sich ins Kloster St. Just begeben hatte fuhr er fort, sich damit zu beschäftigen, seine Uhren in Ordnung zu halten. Hierbei soll er einmahl auf die Betrachtung gerathen seyn, wie lächerlich sein Bestreben, verschiedene europäische Mächte zu reguliren, gewesen seyn.

Die Vervollkommnung der Uhrmacherkunst war indessen dem achtzehnten Jahrhundert vorbehalten.

Spiegel.

Diese sind seit undenklichen Zeiten bekannt, jedoch nur die metallenen, denn die gläsernen sind von neuerer Erfindung. Eine Stelle im Aristophanes gibt Ursache zu glauben, daß die
Bren

Brennspiegel in Griechenland schon zu den Zeiten des Socrates bekannt waren. Archimedes bediente sich derselben bei der Vertheidigung von Syrakus. Er stellte einen oder verschiedene Brennspiegel auf die Spitzen der Thürme die den Hafen der Stadt umschlossen und als die römische Flotte sich näherte, fielen die von den Spiegeln aufgefangene Sonnenstrahlen zurück auf die feindliche Schiffe und verbrannten sie. Diese sonderbare Anekdocte ist von so viel glaubwürdigen Schriftstellern bestätigt worden, daß man an der Wahrheit derselben nicht zweifeln kann. Indessen weiß man nicht wohl zu erklären, wie Spiegel in solcher Entfernung eine so schreckliche Wirkung haben hervorbringen können. Verschiedene Mathematiker haben geglaubt, daß durch Vereinigung einer großen Anzahl Brennspiegel in einen einzigen Fokus man in solcher Entfernung etwas anzünden könne. Der Herr von Buffon hat diese Meinung bestätigt und zwar durch einen ungeheuren Spiegel, den er aus 400 kleinen, die einen halben Fuß im Quadrat hatten, zusammen setzen ließ. Da alles sich hier in einem Brennpunkt vereinigte, so war die Kraft zu einem solchen Grad gestiegen, daß man in einer Entfernung von 140 Fuß Blei und Zinn schmelzen und in einer viel größeren Weite einen Haufen von trockenem Holz und Heu anzünden könne. Der bekannte Polydorus Virgilius weiß
über

Aber die Erfindung der Spiegel nichts weiter, als aus dem Plinius im 33ten Buch von einem silbernen Spiegel zu reden, den Praxiteles zur Zeit des großen Pompejus gemacht habe. Von den Spiegeln aus Eisen, Bley, Kristal, Glas und andern vermischten Materien, sagt er, wüßte man die Erfinder nicht. Cicero indessen schreibt die Erfindung der metallenen Spiegel dem Aes- kulap zu. Anfangs mußte polirtes Eisen und Zinn dazu dienen, zu Pompejus Zeiten brachte man silberne nach Rom, die, ob sie gleich von kostbarer Materie, als die andern waren, dennoch bald gemeiner und wohlfeiler wurden, weil dieses Metall leichter zu bearbeiten war. Man hat deren in den Gräbern der alten Könige und Feldherrn der Gallier und Franken gefunden. Zu den Zeiten des Plinius wurden glänzende Steine aus Ethiopien nach Rom gebracht, die aus dünnen Scheiben zusammen gesetzt und auf einen metallenen Grund gelegt waren, wodurch die Gegenstände sehr gut dargestellt wurden. Gegen das Ende der Kreuzzüge kamen die gläsernen in Gebrauch. Man sagt, daß sie zuerst in der Stadt Sidon gemacht wurden. Die Venetianer bemächtigten sich dieses Geheimnisses und waren die ersten, die davon eine Manufaktur anlegten, die lange Zeit die einzige in Europa war, und noch vorhanden ist, obgleich ihre Arbeiten jetzt in andere Ländern weit übertroffen werden.

werden. Vom hohen Alterthum der Spiegelers-
erfindung zeugt bis, daß Moses im 2ten Buch
schon von Spiegeln der jüdischen Weiber redet.

— t.

II.

Ein Paar Inquisitionsgeschichtchen neuerer Zeit.

A. Aus Pohlen.

Die Wittwe eines Apothekers namens Wilke
in der 12 Meilen von Warschau gelegenen Stadt
Kava hatte vor einiger Zeit ihren Kindern, davon
das älteste ein Mädchen von acht Jahr ist, eine
Puppe von Warschau mitgebracht. Die Kinder
spielten mit dieser Puppe, und hingen ihr, ohne
irgend eine böse Absicht ein in Kupfer gestoche-
nes Marienbild um den Hals. Ein schwärme-
rischer Unterofficier gab dieses bei dem Tribunal
als eine gotteslästerliche Handlung an, und das
Tribunal verurtheilte die Wittwe, den Kopf zu
verlieren. Zum Glück erhielt ein Mitglied des
Consistoriums der Dissidenten zu Warschau zeitig
genug Nachricht hievon, der dem König und dem
Straß eine Bittschrift überreichte, worauf sogleich
der

der Wittib ein sicherer Geleitsbrief und dem Tribunal Befehl zugesandt wurde, mit der Ausführung der Sentenz inne zu halten. Hiedurch ward zwar der Wittwe das Leben gerettet, aber das Tribunal decretirte doch, daß die Kinder mit Ruthen gestrichen werden sollten, welches auch geschah, und wovon das eine Kind sehr krank geworden, und daß die Puppe öffentlich durch die Hand des Scharfrichters verbrannt werden sollte, welches auch den 9ten August geschehen ist. Die Richter dieses Tribunals sind darauf criminaliter citirt worden.

B. Aus Deutschland.

Ein gewisser Herr von Recum hatte in seiner Jugend ein Canonicat in dem Stifte zu St. Victor in Mainz erhalten, und in der Folge auf das anhaltende zureden seiner Verwandten den ersten Grad der Ordinum majorum, das Subdiaconat, welches zum ehelosen Leben und zum Lesen des Breviers verpflichtet, angenommen. Bei mehrerer Verstandesreise entstand bei ihm eine Abneigung gegen den geistlichen Stand, so daß er zuletzt seinen Erzbischof um Dispensation von demselben anflehete. Es wurde eine Commission zur Prüfung der Umstände und der angeführten Gründe niedergesetzt; und im Herbst des vorigen Jahrs ward er wirklich dispensirt.

E

Er gieng nun wirklich nach Manheim, heut als
 thete und ward Kurpfälzischer Landschreiber in
 dem Oberamte Stromberg bei Creuznach. Ruhig
 und zufrieden lebte er hier frohe Tage und war
 wegen seines edlen Charakters und seiner uner-
 müdeten Thätigkeit überall beliebt. Aber nicht
 lange war ihm diese Ruhe gegönnt. Im Mai
 des laufenden Jahrs ward er vor die Nuntiatue
 nach Manheim gefordert. Er weigerte sich zu
 erscheinen, erhielt aber von der Landesregierung
 Befehl dazu. Er erschien also und ohne viele
 Untersuchung ward ihm folgendes Urtheil publi-
 cirt: „Die Dispensation sey unrechtmäßig und
 „ also seine Ehe null und nichtig. Er sey hiemit
 „ auf unbestimmte Zeit aus allen Kurpfälzischen
 „ Landen verwiesen und zur Zahlung der Kosten
 „ (die sich nur auf 2000 Florin beliefen) ver-
 „ urtheilt.“ Seine Frau bleibt indessen auf dem
 Posten, alle Accidentien und Sporteln werden
 ihr abgereicht; es ist aber ein Adjunct angestellt,
 der die Stelle einstweilen versehen muß. Herr
 von Recum hält sich nun in der Gegend von
 Mainz auf. Unter der Hand soll man ihm zu
 verstehn gegeben haben, daß er seine Stelle wie-
 der erlangen könne, wenn er dem Päpstlichen
 Nuntius Knieend abbitten und an die Päpstliche
 Kammer das kleine Sümichen von 2000 Louis
 d'or bezahlen werde.

III.

Milde und weise Censur in Oestreich.

Villaumes Werk: vom Ursprung des Uebels, welches auch in Oestreich mit vielem Beifall gelesen wird, hatte das Unglück, dem Herrn Generalvicar Frischenschlager, Domherrn Winkler und dem Pater Severin aus dem Orden der Barfüßigen Augustiner im Münzgraben in die Hände zu fallen. Diese drey orthodoxen Theologen fanden den leibhaften Socinianismus in dem Werk, und hielten es daher auch für ihre Pflicht, für die Unterdrückung desselben zu sorgen. Es gelang ihnen wirklich, den guten Fürstbischof, den Grafen von Arco zu bewegen, sich deswegen an das Gubernium zu wenden. Dieser sandte seine Vorstellung nebst einem Bericht an die allerhöchste Hofstelle, worauf folgende, besonders bei diesen Zeitumständen merkwürdige Resolution erfolgte.

Dem Gubernium wird über den Bericht desselben vom 16ten Febr. 1791 aufgetragen, den Fürstbischof von Seckau durch folgende Aufklärung über die von ihm geäußerte Besorgnisse zu beruhigen:

Im allgemeinen könne man sich von seiner Einsicht überzeugt halten, daß er den Widerspruch nicht verkenne, in welchen die öffentliche Verwaltung mit sich selbst verfallen würde, wofern sie auf der einen Seite nicht katholischen Religionsgenossen Schutz und gesetzliche Duldung gewähre, auf der andern Seite hingegen durch überspannte Strenge der Censur alle Quellen des Unterrichts unzugänglich machte, alle Schriften zur Erbauung und zu dem Gottesdienste nach ihrem Religionsystem ihnen aus den Händen riffe. Mit dem einmal angenommenen, der Aufklärung der Zeiten, der Ehre der Gesetzgebung und nicht mit der Wohlfahrt des Staats mehr, als dem Geist des ächten Christenthums so vollkommen übereinstimmenden Grundsatz der Religionsduldung sey die Duldung der den Religionären unentbehrlichen Bücher unabsonderlich verbunden. Aus diesem Grunde also könne nicht nur Villaumes Werk: vom Ursprung des Uebels, als einer socinianischer Schrift, das Toleratur nicht versagt, sondern dasselbe müsse nothwendig auch allen Büchern anderer von der katholischen Lehre abweichenden, eben den Schutz und die Duldung des Staats genießenden Religionen ertheilt werden, wenn sie anders sich durch Lästereien und spottende Ausfälle gegen den Katholicismus und seine Lehrbegriffe nicht selbst die Ausschließung geben.

Nicht

Nicht nur, daß die zur Anzeige gebrachte Schrift durch einen solchen Fehler nicht verunstaltet werde, so treffe bei ~~W~~^Werkselben noch insbesondere alles das überein, was in einem Buche bei einigen Irrthümern und vielen unleugbaren Vorzügen so wohl in Ansehung des überwiegenden innern Werths, als nach den hierauf zurücksehbenden ausdrücklichen Censurvorschriften die Tolerirung versichern müsse. Das Werk: vom Ursprung des Uebels habe einen fürtrefflichen meisterhaften philosophischen Vortrag, dessen Reiz selbst dem klagenden Fürstbischof Lobsprüche abzudringen fähig war. Es enthalte die seltensten philosophischen Kenntnisse, die in solcher Verbindung und Vollkommenheit nicht leicht anderswo gefunden werden.

Der Zweck des Werks sey gut, sey erhaben, die Weisheit Gottes und seine Gerechtigkeit gegen die Vorwürfe des Atheisten zu retten, die nicht aufhören, den Urheber der Natur über das in der Schöpfung gemachte Böse zu lästern. Unter diesem Gesichtspunkt verdiene diese Schrift einen vorzüglichen Platz in den Büchersammlungen eines jeden Theologen, dem die einzelnen und durch den Zusammenhang um vieles gemilderten Irrthümer wol nicht Gefahr bringen könnten.

Ausser den Theologen aber, und dem denkenden Manne, der im tiefen ~~W~~^Warbeitsforschen Beschäftigung

tigung und Verzüngen findet, sey nicht zu besorgen, daß die philosophische Abhandlung: vom Ursprung des Uebels vor jemand anderm, am wenigsten von solchen, denen sie gefährlich werden dürfe, von der Jugend, oder dem Volke wegen des durch seinen Ernst zurückstossenden, über gemeine Fassungen emporragenden Inhalts, wegen ihrer Größe, da sie drey Bände enthält und selbst wegen des Preises, der beynahe zu einem Dukaten hinansteigt, und dadurch gewiß nur wenige Käufer haben kan, sollte gelesen werden.

Die Berichtsbeilagen werden dem Bericht beigeflossen. Wien den 11ten Junii 1791
Kollowradt Koller.

IV.

Noch eine Erscheinungsgeschichte.

Ein pendant zu No. I des vorigen Hefts.

Eingefandt.

Ich habe die Geschichte der Selbsterscheinung des Herrn von Sch**** im vorigen Heft der Unterhaltungen, so wie die hinzugefügte Bemerkungen mit Aufmerksamkeit und warem Vergnügen

gnügen gelesen. Ich muß auch zugeben, daß ich gegen die Art, wie die Gesch. hier erklärt wird, nichts einzuwenden weiß, indessen sind damit meine Bedenklichkeiten noch nicht gehoben, wenigstens bitte ich mir hiemit die Erlaubnis aus, Ihnen eine ähnliche Geschichte vorzulegen, von der ich zweifele, ob sie sich auf die nehmliche Weise oder aus den nehmlichen natürlichen Ursachen werde erklären lassen. Ich habe diese Geschichte freilich nicht von der Person selbst, der sie begegnet ist, aber doch von einem sehr glaubwürdigen Mann, der sie aus dem Munde eines andern hat, dem sie von Leuten, die es sehr wohl und genau wissen konnten, erzählt worden ist, und die sich folgender Gestalt verhält:

Ein gewisser Major in Diensten eines gewissen Regenten hatte unter andern zwey Bedienten, denen er in einer gewissen Action das Leben gerettet hatte, und die ihm deswegen mit der ausnehmendsten Treue zugethan waren; lange Zeit war er außerordentlich mit diesen beyden Leuten zufrieden, einst aber klagte er seiner Frau: ich weiß gar nicht mehr, was ich an den beiden Kerls habe; Sonst flogen sie, so bald ich nur winkte, und jetzt thun sie mir alles verkehrt; Will ich ausreiten, so spannen sie den Wagen an, sage ich, der Schimmel soll gesattelt werden, so satteln sie den Fuchs, bestelle ich rothen Wein,

so bringen sie weissen, und so geht das eine
 Zeit her alle Tage. Es ist, weiß Gott, als ob
 sich die verfluchten Karls verabredet hätten,
 mich für'n Narren zu halten, denn verweise ich
 Dem einen seine verkehrte Ausrichtung meiner
 Befehle, so ist er gleich mit der Entschuldigung
 fertig, ich selbst hatte es ja so befohlen, und
 der andern betheuret es dann bei allem, was
 Heilig ist, daß er selbst Zeuge davon gewesen,
 wie ich meine erste Order wiederrufen und die
 andere gegeben hätte, so daß ich beinahe selbst
 glauben muß, einen andern Befehl gegeben zu
 haben, obgleich ich, wenn ich sterben sollte, es
 mir doch nicht zu erinnern weiß. — Über mein
 Schatz! fiel ihm seine Frau ein, du weißt doch,
 wie sehr dir die beiden Leute zugethan sind, die
 gewiß für dich ins Feuer laufen würden, wie
 sollten sie denn dazu kommen, dir alles verkehrt
 zu thun? — das ist's eben, erwiederte der Ma-
 jor, daß ich nicht begreife, wie sie dazu kommen,
 noch was sie dabei haben mögen. — Es ist aber
 auch möglich, sagte die Frau, daß du dich selbst
 hintergehst, du begienst nun schon, alt zu werden,
 du hast viele Strapazen ausgestanden, dein Ge-
 dächtniß kann stumpf geworden seyn, daß du
 eine Weile nachher selbst vergessen bist, was du
 Deinen Leuten eigentlich befohlen hast. — Selbst
 bin ich schon auf die Gedanken gerathen, erwie-
 derte der Major, aber ich merke doch in andern
 Dingen

Dingen nicht, daß mein Gedächtnis abnimmt, und das kan ja auch unmöglich der Fall seyn, wenn ich auf der Stelle etwas befehle, das auch gleich zur Stelle vollzogen werden soll, und dann doch verkehrt gethan wird, so wie ich zum Beispiele noch heute Morgen dem Johann befehl, mich zu frisiren, und nun der Schlingel lief und mit dem Balbierzeug zurückkam, da er mich doch noch gestern balbiert hatte — Indessen nun eine Probe zu machen, ob die Schuld an meinem Gedächtnis liegt, wil ich jetzt in deiner Gegenwart einen bestimmten Befehl geben, und du solst sehen, wie er vollzogen wird; damit klingelte er, und beide Bedienten suchten einen dem andern zuvorzukommen, seine Order zu vernehmen: — Wenn ich von der Parade komme rief ihnen der Major zu, wil ich ausreiten, daß also mein Schimmel gesattelt ist! versteht ihr: der Schimmel? — Gut, Herr Obristwachtmeister! — Nun, sagte er zu seiner Frau, nun gib mal Achtung, wenn ich zurück komme, wie sie meinen Befehl befolgen werden, und damit gieng er zur Parade. Bei seiner Zurückkunft traten gleich beide Bedienten herein, und brachten ihm Flinte und Weyhtasche — Was soll das? fragte der Major zornig — Der Herr Obristwachtmeister haben ja befohlen, nach der Parade auf die Jagd zu gehn — Jetzt wandte er sich an seine Frau: Habe ich wohl ein Wort von Jagd, gehen

gehen gesprochen? Nein, bezeugte nun auch diese: ich habe es deutlich gehört, daß euch mein Mann befohlen hat, ihm den Schimmel gesattelt zu halten — Das ist wahr, entschuldigten sich die Bedienten, aber ehe der Herr Obristwachtmeister noch zur Parade giengen, kamen sie selbst noch in den Stall, und wiederriefen diese Order mit dem Zusatz, sie wollten heute auf die Jagd gehn. Da haben wir's, sagte der Major, und die Leute wurden mit einem drohenden Verweis entlassen, die sich nun selbst, nachdem auch die Majorin ihnen beteuerte, ihr Mann sey gar nicht im Stalle gewesen, sondern grades weg es vor ihren Augen zur Hausthüre hinaus und zur Parade gegangen, die Sache nicht anders erklären konnten, als mit dem Urtheil: Es müsse wol nicht mit rechten Dingen zugehen.

Um folgenden Tage gab der Major ebenfalls Ordre, ihm seinen Schimmel zu satteln. Wenige Minuten nach dieser erteilten Ordre kam der eine von beiden Bedienten eiligst in die Stube zurück, und ward todtenblaß, als er den Major erblickte — Was gibts? fragte dieser: Zitternd erwiederte der Bediente: Sind Sie mein Herr, oder sind Sie es nicht? — Was sichts dich an, Schlingel? Soll ichs dir auf deinem Puckel zeigen, daß ich dein Herr bin? — Nun so mag Gott wissen, wer der ist, der jetzt im Stalle ist,
und

und erst diesen Augenblick meinem Cammeraden befohl, nicht den Schimmel sondern den Fuchs zu satteln — Wer befohl das? — Sie selbst Herr Obristwachtmeister, oder wenn Sie es nicht selbst sind, so muß es der Teufel in Ihrer Uniform seyn, kommen Sie doch um Gotteswillen selbst mit, und sehen zu, denn wahrscheinlich ist er noch da. Voll Eifer und Neugierde zugleich eilte der Major mit dem Bedienten in den Stall, aber wie erstaunte er, als er sein lebhaftes Ebenbild erblickte, beschäftigt, selbst den Fuchs satteln zu helfen — Wozu? rief der Major mit donnernder Stimme, zog wütend seinen Degen, rannte auf die vor ihm stehende Figur los, und stieß ihr den Degen bis ans Hest durch den Leib — Aber in dem nemlichen Augenblick war die Figur verschwunden, und der Major lag in seinem Blute schwimmend, den Degen durch seinen eigenen Leib, todt zur Erde.

Dies ist kürzlich der Verlauf dieser Geschichte, wie ich sie mehr als einmal habe erzählen hören; Wird sich diese auch so leicht und wahrscheinlich aus natürlichen Ursachen erklären lassen?

Antwort der Herausgeber.

Eben so leicht und noch kürzer: die ganze Geschichte ist nemlich weiter nichts als ein Märchen,

chen, bloß in der Absicht erdichtet, um den Glauben an alle dergleichen Erzählungen lächerlich zu machen; den Beweis wird man uns wohl gern erlassen.

V.

Der Blumenfreund in Venstätt. *)

Ein Gemählde
aus dem häuslichen Leben.

Der redliche Prediger in Venstätt kam an einem warmen Nachmittage aus seinem Gärtchen hinter dem Hause, wo er einen sehr lieben Theil seiner irdischen Schätze, seine Blumen, besehen und bewundert hatte. Blumen waren seit mehr als funfzehn Jahren seine Beschäftigung in Nebenstunden, sein immer neuer Zeitvertreib, sein Spiel, das ihm nichts kostete, und dessen er nicht überdrüssig ward. So ein Spiel, so ein Zeitvertreib ist in diesem Leben

*) Ungeachtet die deutsche Monatschrift sich vor allen andern durch interessante Stücke auszeichnet, ist dieselbe doch hier bis dahin noch wenigen bekannt; wir haben daher, um unsere Leser mit dieser vortreflichen Monatschrift bekannt und selbigen zugleich ein Vergnügen zu machen, dieses Stück vom Herrn Starke daraus zur Probe mittheilen wollen.

Leben der Kindheit, zu welchem Spiel zu gehören scheint, jedem zu gönnen: es hilft den Menschen für die Geschäfte und Freuden des Lebens, gleich einer kleinen Feder in einem sehr zusammengesetzten Kunstwerke, in größerer Spannung erhalten, macht den Gang des Lebens wie ein wohlgefügtes Harfenspiel in einer Uhr manigfaltiger und angenehmer, ohne ihn zu hindern, und wohl dem, dessen Spielerey so unschuldig und wohlfeil ist, als die des Predigers in Benestadt. Sein ganzes Haus freute sich mit ihm über seine Blumen, und so dankte er ihnen sogar das Vergnügen, auch andere froh zu sehn. Niefchen, seine älteste Tochter, mit dem schönen frommen Gesichte und mit dem schlanken, züchtigen Wuchse, half ihm geschäftig sie verpflegen, verpflanzen und begießen; seine jüngern Kinder trugen ihm von allen Seiten her Blumen zu, unter welche er, wie es zu gehen pflegt, nicht selten das für Schätze hielt, was von andern weggeworfen war; und seine gute treuherzige Frau hatte so geschmeidige Neigungen, daß sie sich immer den seinigen nachwanden, selbst wenn sie glaubte, sie lasse sie ihren eigenen Gang gehen, einen so lenksamen Geschmack, daß sie pries, was er lobte, schlecht fand, was er tadelte, und auszurotten befahl, was er der Stelle nicht werth hielt. Gewiß auch darum liebte er sie so von ganzem Herzen; denn eine gutmüthige Fügung

in

in die unschuldigen Launen und Liebhaberereyen eines Geliebten sind wie die Blumenketten, die ihn wohl fesseln müssen, weil er nicht zerreißen wird, was er selbst wand. Der Pfarrer von Venstädt war ein Mann, dem zum Glücke nichts fehlte. —

Das schien er aber zu fühlen; so heiter war er, als er aus seinem Garten in die Stube trat. Da kommst du ja schon wieder, Väterchen, rief seine Gattin ihm zu, sicher war es dir noch zu heiß im Garten. Die Sonne steht aber auch noch hoch. Ist die Knospe die gestern am Aufbrechen war, nun aufgeblüht?

Pfarrer. Ja, Rosfischen. Mein Klebling, die aschfarbene Nelke mit gelben Streifen, es hat sie weit und breit keiner, hat nun schon sechs vollkommene Blumen, und drey Knospen können noch gedeihen. Der Feuerfox ist auch in voller Blüthe, so brennend hat ihn weit und breit keiner. Aber die dicke Knospe, auf die wir uns so freuten, ist eine Plätznelke geworden. Schade! sie hat sonst einen herrlichen Grund, und feine, sehr feine Zeichnung. Du mußt mir hernach ein Fädchen Zwirn geben, das wil ich behutsam darum legen, so fällt sie doch nicht ganz auseinander.

Die Frau. Ja, Väterchen, ich will den Faden doppelt nehmen, so hält er desto besser. Aber —

sag einmal, warum sahst du denn vorhin so verdrüsslich aus, als ich dem Armen das Brod gab?

Der Prediger. Rosinchen, deine Gabe gefiel mir nicht.

Die Frau. Warum denn nicht, Väterchen, was hätte ich ihm sonst geben sollen?

Der Prediger. Etwas weniger Sittenlehre, und etwas mehr Brod.

Die Frau. Brod gab ich ihm, so viel ich geben konnte, und die Sittenlehre gab ich aus gutem Herzen obenein.

Der Prediger. Er wird aber nicht satt davon geworden seyn. Ich wollte, Nieschen wäre da gewesen, die hätte ihm ein größeres Stück gegeben.

Die Frau. Ja Nieschen! Nieschen weiß noch nicht, wie schwer es ist, eine Brodrinde zu erwerben. In ihren Jahren war ich auch so. Da denkt man, man habe auf das ganze Leben genug, wenn man vom Tisch aufsteht; als ob man gleich stürbe, wenn alles aufgezehrt ist. Man muß doch auf die Zeit denken, in der man wieder hungern wird. Ueberlege nur, haben wir nicht seit kurzem so viel Ausgaben gehabt? Nieschen mußte ein neues Kleid haben, das Käbuchen ist so schlecht, als es sich auswählen ließ, und kostet doch Geld. Die kleinen Mädchen haben auch bekommen, und die Jungen brauchten neue Stiefeln

feln. Das ist ein theures Viertelsjahr gewesen. Und der wilde Bube, der Wilhelm, hat seine neuen Stiefeln schon wieder schief gegangen.

Der Prediger. Nun nun, Rosinchen, laß das gut seyn. Die Leute die die Stiefeln so schief gehn, sind unbekümmerte fröhliche Leute, und kommen auf ihren schiefen Stiefeln auch durch die Welt, das hab ich immer bemerkt.

Die Frau. Aber, liebes Väterchen, wo soll am Ende alles herkommen? Sieh nur, dein Schlafrock sieht auch schon wieder ganz lebensfatt aus von der Gartenarbeit.

Der Prediger. Freylich, hier und da fängt er an sich in seine Bestandtheile aufzulösen. Aber weißt du was, ich will mich recht damit in Acht nehmen, ich will ihn lieber beim Gießen immer ausgießen, so hält er noch etwas länger vor.

Die Frau. Das thue nur. Wir müssen ja freylich alles auf alle Weise zu Rathe halten und auch im Kleinen sparen. Sechs Kinder, und noch keins versorgt! Und wir werden von Tage zu Tage älter, — wenn wir sterben, wie würden die armen Kinder von dem wenigen Ersparten so kleine Bissen beißen müssen!

Der Prediger. (wehmüthig.) Rosinchen, wie thun, was wir können, laß uns das ferner thun, und im übrigen traue auf den, der die Blumen kleidet!

Die Frau. Väterchen, das thue ich auch, aber man hat doch seine Sorgen. Wenn ich so bedenke, wie es mit manchem andern ist; ich weiß nicht, wie sie's machen, sie leben gut und köstlich, und werden reich dabey. Uns hat es nicht so glücken wollen.

Der Prediger. Mütterchen, wir wissen ja nicht, wie es mit andern ist. Sie haben ja noch nicht alle die letzte Nachtmüze auf dem Kopf. Laß uns in unsre Töpfe sehen, und uns nicht um fremde kümmern! Und was hat uns denn gefehlt? wir haben vergessen und sind nie hungrig zu Bette gegangen, wir haben getrunken und sind satt geworden, wir haben uns gekleidet und nie sahe uns einer in Lumpen oder in Flittertracht, die nicht bezahlt gewesen wäre, wir haben gelebt und sind fröhlich gewesen, und wenn wir sterben, so finden unsere Kinder ein Tuch, in das sie unsere Leichen wickeln, und ein Stückchen Brod, bis sie selbst etwas erwerben. Reich wollte uns der liebe Gott nicht haben. Wir sind auch nicht aufgelegt dazu gewesen, zum Reich werden gehört eine ganz eigne Laune. — Und was wir Dürstigern gaben, ist recht wohl aufgehoben, und kommt den Nachkommen noch zu gute. Wohlthaten, liebes Weib, glaub's mir, sind gar oft wie Samenkörner, die man auf ein Plätzchen streut, von welchen man eben nicht zu ernten denkt, das man aber nicht leer lassen mag;

mag; so ein Plätzchen trägt oft unvermuthet mehr ein, als Land, das man um des Gewinns willen bestellt.

Die Frau. Das ist wohl wahr; aber besser ist besser. Ich habe so manchmal meine Gedanken über Stilners in Walnersdorf. So ein schöner Dienst! und ein paarmal haben sie geerbt! Es ist aber auch alles im Ueberfluß da, alles so prächtig, und die Mädchen gehn immer so neu, so kostbar, daß Niekchen dagegen — —

Der Prediger. Das Niekchen dagegen ausseht, wie ein einfaches Feldblümchen gegen eine prahlende Tulpe. Die Wiesenblume hat auch ihren Werth, und der verständige Arzt sucht sie wohl emsig auf, und bereitet sie zur labenden Arzney. Laß das gut seyn. Wir wissen ja nicht, wie Stilners sitzen. Wenn wir hinkommen, so führen sie uns immer in die Putzstube. Und mancher hat Glanz und Herrlichkeit und Freude in der Putzstube, und Schmutz und Hunger und Noth in der Wohnstube.

Die Frau. O so ist's da nicht! Nein, nein denen glückt alles.

Der Prediger. Mit den Blumen glückt's ihnen doch nicht, die sind immer so hungrig und kümmerlich, ich habe sie ja ehegestern gesehn, gegen meine Nelken sind die gar nichts, manche waren vertrocknet und andre von den Wärmern zerfressen

fressen und alle ohne Ausnahme Krüppel. Wenn ich mein Melkenbeet dagegen ansehe! — —

Die Frau. Aber — aber ihr Getreide scheffelt immer besser; ihr Flachs gibt mehr Garn; wenn die Pfarrerin die Wäsche trocknet, so hat sie allemal gutes Wetter. Sie brauchen die Hand nur aufzuthun, so fällt ihnen etwas hinein. Und das älteste Mädchen — das Ding ist kaum 18 Jahr alt, und sieht so gelb und verbrannt aus, wie ein Plättuch, sie könnte sich lange bleichen, sie würde doch nicht weiß.

Der Prediger. Rosinchen, werde nicht böse, du weißt, ich kann das nicht leiden, so gehe ich im Augenblick in den Garten.

Die Frau. Nun nun, Väterchen, schmäle nur nicht. Ich habe ja wohl Ursache böse auf sie zu seyn, sie wußte ja neulich vor Hochmuth nicht, ob sie mit Niefchen sprechen sollte oder nicht. Das Ding ist aus Eitelkeit zusammengesetzt.

Der Prediger. Wie kannst du dich nun da ereifern, Rosinchen? Wenn sie nicht mit Niefchen sprechen wollte, so brauchte Niefchen nicht zu hören, und das Hören wird einem manchmal herzlich sauer. Und ein wenig Eitelkeit wirfst du ja einem achtzehnjährigen Mädchen nicht so übel nehmen. Kommtst mir doch immer so vor, als ob du selbst in deinem großblümichten blau und weißen seidenen Kleide dir besser gefielst, als in deinem Alltagsrock. Auch gibt es wenig Männer,
die

die vor einem Spiegel vorüberkommen können, ohne beyläufig mit hineinzusehn. Ach! Eitelkeit ist ein Erbstück von der Eva her, und wir haben sie alle aus der nemlichen Ursache, aus welcher wir für unsre Nacktheit eine Hülle suchen. — Oder habe ich nicht Recht?

Die Frau. Ach ja, ich mag die Eva nicht vertheidigen. Aber denke einmal: der Rath Milder — — Niekchen hat ihn kennen gelernt, da sie im Winter der Schwägerin in der Stadt haushielt, und erst gestern, da sie dort war, hat sie ihn gesprochen, er ist ein gar hübscher artiger Mann, sagt Niekchen, und gelehrt und noch nicht dreyßig Jahr alt, und er kann noch einmal Geheim Rath werden, so viel macht der Fürst aus ihm, sagt Niekchen, — — und er hat zwey alte reiche Mühmen.

Der Prediger. Nun solche alte Mühmen sind auch eine Gabe Gottes und mit Dank anzunehmen.

Die Frau. Und ein so schönes Haus, und so zierliches Hausgeräth, und so viele Gelder — —

Der Prediger. Und so schöne Blumen, so herrliche Nelken! das weiß ich wohl, er soll die schönsten in der Stadt haben. Ich hätte sie längst gern einmal gesehen, und er soll sich auch freuen, wenn man seine Blumen besteht. Aber ich dachte immer, es könnte doch wahr seyn, daß sie schöner wären, als meine, und da möchte ich
denn

denn mit meinen unzufrieden werden. Darum bin ich lieber weggeblieben.

Die Frau. Nun denke: der Rath Milder ist seit vierzehn Tagen schon drey mal in Walmeresdorf gewesen, und es soll so gut als richtig seyn, daß er das älteste Mädchen heirathet.

Der Prediger. Das wäre gut für sie. Und ihr Vater könnte dann Nelkensamen und Senfer dort dem Schwiegersohne bekommen, — — —

Die Frau. Sieh! so glückt es uns nicht. Bey uns noch keine Aussicht, — — Nieschen ist nun schon ein und zwanzig Jahr alt, und noch keine Aussicht — — —

Sie stockte.

Der Prediger. Noch keine Aussicht auf einen Freyer, meinst du? Rosinchen! Rosinchen! ich habe das so oft an dir getadelt, immer läufft du mit deinen Sorgen der Zeit voraus. Immer fürchtest du Mißwachs und Hagelschlag, wenn es kaum grünt und blüht. Habt ihr Weiber nicht immer Sorgen auf Sorgen! Indes, das mag seyn. Ich weiß, daß euch Weibern Gott mehr davon beschieden hat, als uns Männern; ich weiß, daß eure Natur selbst euch mahnt, schon für das Anstalten zu machen, was noch nicht da ist, ich weiß, daß es in der Welt, in welcher man auch Linnen braucht, seine Vortheile hat, daß ihr schon dann das Linnen anschafft, das die Söhne einmal in der Wirthschaft nöthig
 17. H. II. Band. P haben

haben werden, wenn die Söhne noch nicht wissen, was Linnen ist; darum lasse ich mir das Sorgen gefallen. Was geht denn aber Nieschen bey uns ab? Sie ist gesund wie eine Blume, und lustig wie ein Vogel unter dem Himmel, und sehnt sich gewiß nicht aus dem väterlichen Hause, sie hat es doch noch nie gesagt, daß sie gern heirathen möchte.

Die Frau. Väterchen, das sagen ja die Mädchen nicht.

Der Prediger. So? das mußt du freylich wissen. Aber für Nieschen ist mir nicht bange, die wird schon einen Mann finden. Alle Leute sagen ja, sie wäre so hübsch.

Die Frau. Das soll ihr auch kein Mensch absprechen, der sehen kann, aber die meisten jungen Männer können ja nicht mehr recht sehen. Es mag wohl von dem vielen Lesen kommen. Und dann gibts andere, die ein Goldstück schöner finden, als ein Paar hübsche Augen.

Der Prediger. Das ist nun freylich schlimm. Ein freundliches Auge, eine frische Lippe, so wie eine fein gezeichnete Blume ergößen ja freylich mehr, als ein verschimmelter Thaler oder ein alter krummer Dukaten. Sieh, Mütterchen, so alt ich bin, so hebt und bewegt mir doch Schönheit noch immer das Herz wie ein Hinblick auf die selige Jugend. Schönheit dünkt mir immer ein heiterer Gedanke Gottes, seinen Menschen
sicht

sichtbar gemacht, wie die Liebe eines Vaters in
 seinem lächelnden Antlitz. Ach, wen Schönheit
 nicht rührt, der ward wohl aus hartem Stoff
 gebildet! Aber man muß nicht ungerecht seyn.
 Schönheit macht freylich nicht satt, und ein nied-
 licher Mund kann wohl einen vollen Teller lee-
 ren, aber keinen leeren füllen; und wer nun ein-
 mal lauter leere Teller im Hause hat, der muß
 ja etwas aufs Geld sehn. — Wenn aber auch
 Nieschen nicht hübsch wäre, sie bekömmt doch
 einen Mann, und es wird keiner mit ihr ange-
 fährt. Noch nicht Einmahl hat sie uns Ver-
 druß gemacht, sie ist immer so emsig, am frühe-
 sten aus dem Bette, am spätesten geschäftig, und
 so treuherzig und gut. Ich werde sie einmahl
 recht vermissen, so geht sie mir bey meinen Blu-
 men zur Hand, windet mir immer selbst das
 Wasser aus dem Brunnen, hilft mir pflanzen
 und gätet das Unkraut aus, und begießt meine
 Nelken. Freylich versteht sie sich noch nicht ganz
 darauf; erst heute erklärte sie den Mohrenkönig
 für eine mittelmäßige Blume, und der Mohren-
 könig ist wohl eine rechte Nelke. Aber sie meint's
 doch gut. Die Töchter, die ihren Vätern die Blu-
 men so treulich begießen, die werden ihren Män-
 nern die Kinder gut verpflegen und erziehen.
 Glaub's nur, Nieschen ist eines braven Mannes
 werth.

Die Fran. Ja — aber die jungen Männer
Heirathen ja jetzt gar nicht mehr.

Der Prediger. Der liebe Gott, der das Hei-
rathen zuerst eingeführt hat, wird es ja nicht
abkommen lassen. Rosinchen traue auf den, der
die Blumen kleidet!

Indem kam Riechen aus dem Garten und
traf mit ihrem Strickzeuge in die Stube. Ein
liebes liebes Mädchen! Wohl dem, der eines
solchen Gattinn gewürdigt wird, er hat mehr
gefunden als den Stein der Weisen, und zur
Freude des Lebens mehr als alle Goldtinkturen.
Ihre holde Rede öfnet das Herz für die Welt,
ihr ermunternder Blick strömt Kraft zu nützlich-
er Arbeit in den Arm, ihr Fuß zaubert die
Erde umher in einen Garten um, und die kleine
Flamme auf dem kleinsten Heerde, von ihrer
Hand entzündet, lodert hoch und lieblich, wie
eine Altarflamme. Sie trat daher, süß und
ehrenwerth in ihrer jungfräulichen Würde und
jugendlichen Schöne, hehr und entzückend wie
das Traumbild in der schlaffenden Einbildungs-
kraft des zuerst sich fühlenden unschuldigen
Jünglings. Auf ihrer Stirn schwebte froher
offner Sinn; hätte ein dichtender Maler hellen
Verstand, gutmüthige Treue und himmlische
Freundlichkeit, wie sie eben von einem herrlichen
Gedanken stärker glüht, in ein Ideal gedrängt,
er hätte überrascht sein Ideal in ihren glänzen-

den

den braunen Augen wiedergefunden, über welche die langen seidnen Augenzwimper einen unbeschreiblich sanften Schatten von Bescheidenheit warfen; auf den Wangen schimmerte die Unschuld und Gesundheit, wie auf den Wangen der Harzmädchen; auf den unentheiligten Lippen webte Zucht und Schaam; und ihre Tracht war von sparernder Häuslichkeit gewählt, von unverschrobenem Geschmaack gearbeitet und von lieblicher Reinlichkeit bewacht. Es ist nun Wasser genug da, lieber Vater, sagte sie, wenn gießen wir denn nun die Nelken? Wenn das Wasser in der Sonne etwas warm geworden ist, gegen Abend, antwortete er. Und der Mohrenkönig und der Feuerfay u. s. w. muß vorzüglich bedacht werden, wollte er eben hinzusehen, als ein wohlgekleideter junger Mann vor dem Gasthose gegen über vom Pferde sprang, sein Roß dem Wirth gab, und gerade auf die Predigerwohnung zuing. Ach! der Rath Milder, er kömmt her, rief Niekchen, und entwischte nicht, wie sich das wohl zu begeben pflegt, durch eine Hinterthür weil sie immer so gekleidet war, daß sie ohne weitere Anstalten gesehen werden durfte. Da muß ich doch sehn, dachte die Mutter, ob ich erfahren kann, wie es mit Stilners Tochter und ihm eigentlich steht? Da muß ich doch sehen, ob ich Nelkensamen und Nelkensenker bekommen kann? dachte der Vater; und was Niek-

chen

chen dachte, weiß ich nicht; sie ließ das Strickzeug beynahе fallen, und das Roth und Weiß ebhte und flutete so schnell auf ihren Wangen, wie wenn ein Sommerwirbel rothe und weiße Rosenblätter in einem Blumenkörbchen durcheinander wühlt. Diese inneren Bewegungen bey unsern drey Leuten dauerten immer noch fort, als der Rath Milder schon längst sich freundlich und bescheiden angekündigt, freudig die verschiedenen Begrüßungen empfangend, und seinen überfallenen Besuch mit seiner Begierde, des Pfarrers Blumen zu sehn, entschuldigt hatte. Der redliche Pfarrer fand sich bey dieser Entschuldigung zu sehr auf seinen Platz gesetzt, als daß er von demselben hätte weichen, und, der Zerstreuung ungeachtet, in welche der Gast von Zeit zu Zeit verfiel, von etwas anderm, als von seinen Nelken hätte reden sollen. Es ward also gar vielerley von Pikotten, Bizarden und Bänderblumen gesprochen; unser Prediger prägte sich manche ihm unbekannte Benennungen mit einer Begierde ein, mit welcher nur wenige Jünglinge die Kunstwörter ihrer Wissenschaften umfassen, bis die Erwartungen, die des Pfarrers Lobeserhebungen von seinen Blumen immer erneuerten, dem Rath Milder die beste Gelegenheit boten, um einen Gang in den Garten zu bitten. Er faßte nach der Aeußerung der Mutter, daß sie im Hause bleiben müsse, Kiefchens Hand, und

bat,

hat, ihn zu leiten; der Vater gieng nebenher, und setzte die angefangene Abhandlung fort, die aber der Rath in seiner sonderbaren Zerstreuung nicht hörte; und die jüngern Kinder eilten voran, und trugen, als sie die Gartenthür gedöfnet hatten, geschäftig ein Paar Töpfe mit Rosmarin, Zypressen und keimenden Zitronen umher, und freueten sich nicht wenig, als der Rath gefällig ihre ausländischen Seltenheiten bemerkte, die sie für große Schätze hielten, und deren mächtiges Gedeihen sie bewunderten, obgleich die armen Pflänzchen schon seit einem halben Jahre eines langsamen Todes starben. Die innige Heiterkeit, die von dem Gesicht zurückschimmerte, mit welcher der Prediger seinen Gast an sein Nelkenbeet führte, die Beredsamkeit mit welcher er die Geschichte eines jeden Lieblings erzählte, die Scharfsichtigkeit, mit welcher er alle Schönheiten bemerklich machte, ist unbeschreiblich. Er hätte nicht entzückter loben, nicht geschäftiger, was er für Mängel hielt, entschuldigen können, wenn die Nelken das Werk seiner Hände gewesen wären, und der Rath Milder war viel zu gefällig, um in das Lob nicht einzustimmen, und seinen Tadel, wenn er tadelte, durch den Zusatz zu schwächen, daß es vielleicht bloß Eigensinn der Kenner wäre, daß sie manche Blume verschmäheten, und so zerstreut, daß er alle übrigen Verhandlungen des Predigers kaum hörte. Es
müssen

müssen ihm wohl wichtige Dinge im Kopfe herumgehen, dachten seine treuherzigen Wirthe, als er sich, wie sie meinten, so früh wieder zur Abreise schickte, da er im Hause kaum eine kleine Erfrischung genossen, und sich ihren Besuch auf morgen ausbedungen hatte. Sie müssen, sagte er, nun auch meine Melken sehn; ich schicke ihnen morgen früh einen Wagen, sie lassen sich ein Mittagessen bey mir gefallen, besuchen dann recht gemächlich meinen Garten, nehmen von Blumen mit, was ihnen gefällt, und zeichnen die aus, von welchen sie auf den Herbst Senfer haben wollen. Und Sie, indem er sich an Rieckchen wandte, denn eine Zusage, die ich einmal erhielt, erlaß ich nicht wieder, Sie halten doch auch was sie mir vorhin versprochen? Sie scheinen die Blumen zu lieben, wenn Sie also nicht mitkommen, so glaube ich, Sie verachten die meinigen. Alle Einwendungen des Vaters und der Mutter, die für sich die Einladung schon angenommen hatten, wurden widerlegt, und die Entschuldigung, daß morgen Nachmittag häusliche Geschäfte Rieckchens Gegenwart zu Hause nöthig machten, dadurch von dem bittenden Gaste zurückgewiesen, daß er versprach, wenn es ja nicht anders seyn sollte, sie bey guter Zeit nach Hause zurückfahren zu lassen. Ein allerliebster Mann! dachte der Prediger, als Milder nun weg war, was werde ich morgen nun alles sehen, was werde ich mor-

gen

gen alles bekommen! — Ein allerliebster Mann! dachte die Mutter, nur Schade, daß ich nicht dazu kommen konnte, ihn über Stillners Tochter in Walmersdorf auszuforschen. — Ein allerliebster Mann! dachte Riekchen, und beim Andenken an ihn seufzte sie aus voller Brust, und ihr Herzchen schlug stärker. Die Einladung war es also, hub der Prediger an, was er dir vorhin sagte, ich dachte, er hätte von meinen Blumen gesprochen; der Feuerfay schien ihm recht in die Augen zu stechen, ich glaube, er möchte ihn wohl haben. Ich dachte, er hätte von meinen Nelken gesprochen. —

Riekchen. Ich, auch, — aber, —

Der Prediger. Ein guter Mann, so artig und deutsch; so ohne Hochmuth und Ziererey, und schien so viel Achtung für den Predigerstand zu haben.

Die Frau. Ein recht verständiger Mann, wie er so wirthschaftlich sprach, als von häuslichen Sachen die Rede war.

Riekchen. Ja, und wie er so gerührt wurde, als die alte Müllern und ihre lange Krankheit erwähnt ward, wie er sich so genau erkundigte, ob sie auch Verpflegung habe.

Der Prediger. Ja, ja, ein rechtlicher Mann. Nur — ein klein, kleinwenig scheint er mir noch der Welt zu seyn.

Riekchen. Ja wie denn so, lieber Vater?

Der

Der Prediger. Ja, denke nur, er tabelte da etwas an meinen Blumen, was hineingewachsen ist. Die aschfarbene Nelke mit gelben Streifen, sagt er, müsse heutiges Tages bloß Streifen und keine Punkte, und die rothe mit den weißen Punkten müsse nur Punkte und keine Streifen haben; das war doch etwas nach der Welt gesprochen. Die Streifen und die Punkte sind doch von Natur so, und also muß es so recht seyn. Heutiges Tages aber soll nichts so seyn, wie es von Natur ist, und man sieht die Folgen davon an den Menschen. Haben sie nicht vor ein Paar Jahren die Weiber mit den Auskenwerken, die sie auf den Hüften trugen, und mit den Rissen, womit sie sich verpolsterten, verstellte! Verstellen sich nicht immer noch manche hübsche Mädchen für der Eltern schönes Geld! Zerkerkern nicht manche ihre wohlgediehenen Füße in den engsten Schuhen! Zerschüren sich nicht manche zum ersticken! Das kommt alles davon, wenn nichts so seyn soll, wie es gewachsen ist. — Die Punkte und Streifen sind doch in die Nelken hineingewachsen — —

Riekchen. Er meinte vermuthlich nur, daß die Blumenkennner die Blumen lieber so hätten, wie er angab, weil sie so etwa feltner, vielleicht auch wirklich schöner sind.

Der Prediger. Nun, nun, das werden wir ja morgen sehn. So ward, den Abend hindurch,
noch

noch gar vieles von dem Gaste, von dem bevorstehenden Besuche, von den Anstalten dazu, und von den Erwartungen davon, gesprochen, und Niekchen sprach und hörte so gern davon, daß sie die Rede, wenn sie auf etwas anders abgleiten wollte, immer unvermerkt in den ihr lieben Gang zurücklenkte. Und das ward ihr nicht schwer, und hätte sie auch an das Geschäft, das morgen noch zu verrichten war, erinnern, und bemerken sollen, daß der Besuch, den man aber doch nicht habe ablehnen können, an jedem andern Tage freulich bequemer gewesen seyn würde. So rückt man, — und wähnt dabei, man thue es ganz ernstlich, — die dunklere Seite eines Gegenstandes geschäftig heraus, wenn man andern, oder auch selbst verbergen will, wie werth er uns ist. Daß am folgenden Morgen, als der Wagen erschien, die Mutter bereit, und Niekchen, die seit der frühesten Dämmerung gar emsig gewesen war, ihr Geschwister auf den Tag zu versorgen und sich zu putzen, wie die Schöne eines Rosenfestes gekleidet stand, und daß der Prediger schon seinen Garten besucht und von den besten Blumen einige zur Vergleichung abgedrochen hatte, versteht sich von selbst; und daß der Rath Milder seine Gäste hoch vergnügt und freundschaftlich empfing, und sie mehr noch durch seine Rede, als durch die aufgetragenen Erfrischungen unterhielt, und daß dem Prediger ganz unge-

wöhn-

wöhnlich wohl, und wie unter alten Bekannten zu Muthe war, daß die Mutter mehrmals im Herzen Stilners Tochter glücklich pries, daß derartige Wirth durch die Fülle und die geschmackvolle Anordnung, die überall in seinem Hause glänzte, in Niekens Augen nichts verlor, wenn sie gleich dachte, gewisse Wünsche wären wohl zu kühn, sie habe ja aber auch noch nichts gewünscht, und daß man sobald als möglich in den Garten ging, läßt sich auch leicht denken. Zwen so vergnügte Stunden, als dem Prediger hier verfloßen, hatte er seit vielen Jahren nicht gehabt. In tiefem Staunen stand er lange vor dem beschattenden Schirmdache, unter welchem die Nelken in üppiger Pracht hoch und schwelgend sich brüsteten, und den Betrachter lange ungewiß ließen, was er zuerst, und was er am meisten bewundern sollte! Endlich vermochte er, sich zu genauerer Musterung zu sammeln, aber er sprach wenig, denn er hatte zu viel zu schauen, zu viel zu bemerken. Nein, so etwas habe ich noch nimmer gesehen, der größte Mahler müßte doch verzweifeln, wenn er nachahmen sollte, was der Finger der Allmacht gebildet hat! Des Inhalts ungefähr waren seine Neben, und er war von ihren Gegenständen so voll, daß er vom Anschauen derselben erst gar nicht scheiden konnte, als der Wirth seine Gäste in dem ganzen Garten herumführte; so oft sie sich dem Schirmdache näherten, immer von

von neuem stehen blieb; und endlich, als der Rath gerade mit Niekchen in einem Gespräche war, seine Gattin wieder zu den Blumen zog, die jungen Leute weiter gehen, und in die Herrlichkeit vor seinen Augen vertieft, sie am andern Ende des Gartens allein auf und abwandeln ließ. Rosinchen, rief er, wenn doch unsre Jungen hier wären! Die armen Kinder sehn nun die Pracht nicht. Oder wenn unser alter Drescher herkäme, er wundert sich schon immer so über meine Blumen, welche Augen sollte der machen! Nein, so sind meine Nelken doch nicht; nur den Feuerfay habe ich brennender, aber so groß nicht. Ich hätte nicht gedacht, daß so etwas möglich wäre. Mir hat wohl manchmal von Blumen geträumt, aber auch im Traum sah ich sie niemals schöner. Und von allen den Blumen soll ich haben! Du hast's doch gehört, daß mir der Gärtner von allen Arten welche ausheben, und daß ich mitnehmen soll, was ich fortbringen kann? Wie werden sich die Kinder freuen! So etwa hatte der Alte lange gesprochen, als der Rath Milder mit Niekchen zurückkam, und seine Gäste zum Mittagessen in das Haus führte. Wer einen so häuslichen Geschmack hatte, bisher geduldig fortzulesen, der ist gewiß auch zufrieden wenn ich von dem Essen nur sage, was sich doch am Ende auch von dem köstlichsten Essen nur sagen läßt, daß es gut schmeckte und ein Paar Stunden Zeit vertrieb.

Der

Der Prediger fand alles vortreflich; auch seine Gattinn, die zwar eine gute Wirthin, aber doch auch eine erfahrene Köchin war, fand alles vortreflich, konnte aber auch nicht umhin, sich selbst einigemal leise zu gestehn, daß sie wohl auch so gut kochen könne, wenn sie das Zugehörige dazu hätte; und Nicken und der Rath Milder aßen nicht, und wurden doch satt. Wie das zunging, zeigte sich, als die fern gewünschte Stunde des Abschieds kam.

Schon waren die Melkenstöcke im Hause für den Prediger in Bereitschaft gelegt, und dieser hatte sie schon mehreremal besucht, schon hatte der Fuhrmann gemeldet, daß er in einer Viertelstunde vorkahren werde, als der Rath Milder die Hand des redlichen Alten und seines guten Weibes faßte, und mit beklommenen, sich hoch empordrängendem Herzen anhub: Meine Theuersten, Sie eilen so, — und ich habe doch noch so vieles, so vieles von ihnen zu bitten.

Der Prediger. Was Sie wollen, lieber Freund. Sie möchten vermuthlich meinen Feuerfax haben, den gebe ich Ihnen gern.

Der Rath. Ach Lieber, Bester, einen ganz andern Schatz! Ihre vortrefliche, innigverehrte Tochter. — — das liebe Kind wies vorhin meine Bitte an Sie, ich bitte um Ihre Tochter —

Die gebe ich Ihnen noch lieber, stammelte in fröhlicher Verwirrung der Prediger, und die Thrä-

Thränen stürzten ihm aus den Augen, und die Wehmuth suchte in seiner Stimme.

Der Rath. So hätte ich denn Alles? so wollen Sie mein Vater seyn? Und Sie, Beste, — — darf ich Sie Mutter nennen?

In entzückter Betroffenheit stammelte sie Ja, konnte doch nicht umhin, ihr Staunen bemerkbar zu machen, da sie von Stilners Tochter in Walmersdorf gehört habe. So hat das Märchen auch ihre Ohren erreicht? erwiederte er. Eine Geldsache, und etwas Gefahr, bey Stilners zu verlieren, hat mich die Zeit her mehrmals dahin gebracht. Aber weg jetzt mit diesen Kleinigkeiten! Gott! wie bin ich so glücklich! so glücklich! — Hier stockte seine Zunge, aber sein Blick redete weiter, und seine Hand trocknete die Thränen der Wonne von Riechens glühenden Wangen. Die beyden Alten sahen sich wegen Stilners bedeutend an, und darauf sprach der Vater also: „Nun Gottes reichen Segen über euch, mein Sohn, meine Tochter, daß ihr froh und gesund seyd, und daß die Freuden und die Kinder um euch herblühn, wie ein volles Blumenbeet!“ — Alle Arme öffneten sich hier zu den liebevollsten Umarmungen; und die überselige Wonne des jungen Paares bey dem ersten langen Kusse, bey der ersten langen Umarmung, in welchen der schönste Morgen von Lebensfreude in ihren Seelen und in ihren Herzen aufgieng, will ich mah-

len

ten wenn — ich mahlen gelernt habe, wie im Frühling das begeisternde Morgenroth aufglimmt, und den dufenden Thau, und das athmende Leben, und die frische Erde umher in rosigem Lichte badet.

Die Alten fühlten verjüngt bey dem Entzücken ihrer Kinder, was sie am Tage ihrer Verlobung fühlten, sie hielten sich lange herzlich umfangen, ihre Freudenthränen flossen ineinander, und mit einem Deutschen Händedruck sagte der Greis halb leise zu seinem redlichen Weibe: „Siehst du, Rosinchen, der Herr macht es wohl mit uns! Gott versorgt unser Nieken, und giebt uns Stützen für das Alter. Der Name des Herrn sey gelobt! Habe ich nicht Recht, wenn ich immer sage, traue auf den, der die Blumen kleidet?“

Starke.

VI.

Ueber die verschiedene Benennung und Form
des Buchstabens ꝥ.

1. Ueber die Benennung.

Vor den rühmlichen Bemühungen der besten Sprachforscher neuerer Zeiten, die deutsche Sprache

Sprache philosophischer zu behandeln und die
 Vollkommenheiten derselben mehr zu entwickeln,
 nannte man den Buchstaben ꝥ am gewöhnlichsten
 Eszett. Der Herr Rath Adelong nennt ihn in
 seiner deutschen Sprachlehre das einfach scharfe
 Es. Der Herr Professor Moriz sagt in seiner
 deutschen Sprachlehre: „ das ꝥ ist ein einfacher
 „ Laut, der aus einem angehängten ꝑ besteht,
 „ wodurch das ꝑ geschärft wird;“ er ist also
 mit dem Herrn Rath Adelong über die Benen-
 nung des ꝥ einstimmig. Herr Struz in seiner
 sehr brauchbaren deutschen Sprachlehre sagt:
 „ Die beiden Figuren ꝥ ꝥ sind Zeichen eines
 „ doppelten Sauselantes, und zwar ꝥ eines dop-
 „ pelten gelinden, das einen gedehnten Vocal
 „ oder Diphthongen vor sich hat, ꝥ aber eines
 „ doppelten scharfen, vor welchem allezeit ein
 „ geschärfter Vocal oder Diphthonge steht. Nicht
 „ alle Sprachlehrer wollten bisher ꝥ für ein
 „ doppeltes Es gelten lassen; es ist aber nichts
 „ gewisser, als daß man das ꝥ zwischen zweien
 „ Vocalen, so gut als das ꝥ gedoppelt ausspre-
 „ chen muß. Will man bei büßen die erste Silbe
 „ aussprechen, ohne den Sauselaut hören zu
 „ lassen, so heißt das Wort nicht büßen sondern
 „ büßen; will man aber den Sauselaut ganz zur
 „ ersten Silbe ziehen, so würde das Wort wie
 „ der nicht büßen sondern büßen heißen. Zwar
 „ haben wir für ꝥ keine besonderen einzelnen

„ Zeichen, daß man es getheilt schreiben könnte
 „ wie ff in ef-sen. Wenn es aber die Noth
 „ erfordert, daß man ein Wort mit einem ß am
 „ Ende einer Zeile theilen muß, so ist es doch
 „ erlaubt, dieselben Zeichen zu gebrauchen, und
 „ büßen müßte denn geschrieben werden büs-sen.
 „ Also wird ß in der Aussprache so gut wie ff
 „ zwischen zwei Vocalen getheilt.

Nach meiner geringen Meinung hat die Bes-
 hauptung des Herrn Stutz nicht Gewicht genug,
 um dem ß den Namen scharfes Es streitig zu
 machen und dasselbe für ein gedoppeltes Es gel-
 ten zu lassen; ich finde z. B. in dem Worte
 büßen die doppelte gelinde Aussprache des ß eben
 so wenig, als in dem Worte kleiden die doppelte
 Aussprache des d. Das Wort kleiden trennt
 jedermann kleiden, weswegen denn das Wort
 büßen nicht auch bü-sen? — Wenn aber so ge-
 trennt wird, so heißt das Wort ja nicht, wie
 Herr Stutz sagt, bü-sen, weil das ß nirgends so
 gelinde wie s ausgesprochen wird.

Sollte, um die doppelte Aussprache des Es
 heraus zu zwingen büs-sen gesprochen und ge-
 trennt werden, so könnte man mit eben dem
 Rechte auch kleid-den sprechen und trennen; der
 Aussprache am gemäßigsten ist es zu trennen bü-
 sen und kleiden.

Aus dem gesagten glaube ich erwiesen zu haben, daß dem Buchstaben Ꝣ der Name scharfes Es mit mehrerm Rechte als der doppeltes gelin- des Es gebühre; am richtigsten aber scheinen mir folgende Unterscheidungen zu seyn

- ſ — langes gelindes Es,
- Ꝣ — kurzes scharfes Es,
- ꝥ — langes scharfes Es,
- Ꝧ — doppeltes scharfes Es.

Ich unterwerfe meine Meinung gern der Kritik des Kenners, um wenn ich geirrt haben sollte eines bessern belehrt zu werden.

2. Ueber die bessere Form des Buchstabens Ꝣ.

Einige neuere Sprachlehrer haben dem Buchstaben Ꝣ mit Recht den Namen scharfes Es gegeben, und durch diese richtige Benennung die alte falsche Eszett zu verdrängen gesucht. Eben so haben sie die alten, unrichtig so genannten Diphthongen ae, oe und ue in ä, ö und ü umgeschaffen und ihnen in dieser neuen richtigern und gefälligern Gestalt ihre Stelle unter den Vocalen angewiesen. Einige unserer Herren Buchdrucker haben diese letzteren Formen ä, ö, ü bereits in ihren Druckereien eingeführt, aber noch nirgends habe ich bemerkt, daß einer von ihnen dem Buchstaben Ꝣ eine richtigere und gefälligere

Form gegeben hätte, da doch die alte bisher gewöhnliche nicht allein widrig sondern, auch unrichtig ist, weil sie die alte unrichtige Benennung *Eszett* begünstiget, und also den Bemühungen der bessern Sprachlehrer hinderlich ist.

Sollte ich wohl eine Fehlbitte thun, wenn ich unsere durch ihre anderweitigen Bemühungen rühmlichst bekannten Herren Buchdrucker ersuchte, sich durch die Einführung einer richtigern und gefälligern Form des scharfen *Es* noch ein Verdienst mehr um die deutsche Sprache zu erwerben? —

J. G. Jördens.

VII.

Anekdoten.

Im letztern Kriege überfielen die Kosacken ein in Hinterpommern belegenes Dorf. Sie zerstreueten sich in die von den furchtsamen Einwohnern verlassene und offen stehende Häuser. Einer derselben findet aber doch eine Wöchnerin mit ihrem Kinde, die nicht die Kraft zu entfliehen gehabt. Ihr Mann hatte sich in irgend einem Winkel des Hauses verborgen. Die Wöchnerin

nerinn erschrickt bey dem ersten Anblick des bär-
 tigen bewaffneten Kriegers. Mit Todtenblässe
 bittet sie flehentlich den näher Herbenkommen-
 den um ihr und ihres Säuglings Leben. Ohne
 ihre Worte zu verstehen, oder vielleicht ohne
 darauf zu hören, erblickt der Kosack das schla-
 fende Kind. Mit unverwandten Blicken steht
 er solches eine Weile an. Endlich streckt er seine
 Arme darnach aus. Dies bringt die Mutter
 fast zur Verzweiflung. Sie sammelt alle ihre
 Kräfte, sucht ihren Sohn den Händen des Fein-
 des zu entreißen, und erhebt ein lautes Klagge-
 schrey. Ihr gewinsel bringt den Vater aus sei-
 nem verborgnen Winkel hervor. Mit Thränen
 und Händeringen fleht er den Kosacken um Er-
 barmen an. Dieser, der das Kind in seiner
 Gewalt hat, sieht es wieder an: aber mit dem
 gütigsten, menschenfreundlichsten Blicke — drückt
 es zärtlich an sein Gesicht, streichelt es — küßt
 es mit Inbrunst — springt damit auf und ab,
 und singt demselben ein Ukrainisches Liedchen. —
 Noch immer weinen des Kindes Vater und
 Mutter; aber nun nicht mehr vor Schrecken.
 Beide geben dem Kosacken ihren Dank für seine
 unerwartete Freundlichkeit zu erkennen, welcher
 dagegen mit sanfter Stimme in unverständlicher
 Sprache vieles, wahrscheinlicherweise zu ihrer
 Beruhigung, sagt. Endlich legt er das Kind
 wieder aufs Bette. Er geht jedoch noch etlicher
 mal

mal nach demselben hin, um es zu küssen. Endlich zieht er etliche Rubel aus seinem Beutel, übergiebt diese dem Vater, und bittet ihn durch Zeichen, dafür sich und seiner erschrockenen Frau etwas zu Gute zu thun. Zuletzt reicht er beyden Eltern seine Hand, segnet das Kind nach der Gewohnheit seiner Kirche, und entfernt sich mit einer ruhigen und freundlichen Mine.

Ein Bäckerjunge, Simon, aus E*, gieng mit seinen Cameraden an dem Ufer des Neckars spazieren. Plötzlich hörten sie den Jammerlaut eines Unglücklichen, der sein bleiches Haupt aus den Fluthen erhob, und „Hülfe — Jesus — Hülfe!“ — schrie. Simon besann sich nicht, erkundigte sich nicht — herunter riß er Rock und Schuh — und sprang in den Strom. Zitternd klammerte sich der Halbtodte um den Leib seines Retters — und ward so dem Tode entrissen. Der Gerettete war ein Student aus der Residenz. Er fiel, als er wieder zu sich kam, dem Bäcker in die Arme, und schluchzte: „Dir dank ich mein Leben! — Gott lohn es dir!“ — „Darfst nicht danken — sagte der Junge — das ist so meine Gewohnheit“ — hab Gottlob schon dreymal Unglücklichen das Leben gerettet!“ — Er nahm ihn mit in seine Wohnung. „Hier schlummert

mert ein wenig, daß ihr zu Kräften kommt!" —
 Der Jüngling thats — warf viel Wasser aus —
 nahm dann von den gutherzigen Jungen etwas
 Wein, und war Abends schon im Stande, mit
 ihm zur Stadt zurück zu gehen. Beym Abschie-
 de bot er dem Simon all sein Geld. „Pfiui —
 sagte dieser — wer wollte so was bezahlen!" —
 Bald nachher endigte der Jüngling seine Stu-
 dien, und ward Advocat in der nemlichen Stadt.
 Nach mehreren Jahren erblickte er einst auf ei-
 nem Spaziergange seinen Ketter. Er rufte ihm
 zu — und erfuhr: sein Vater sey mit einem
 Wirthe schon fünf Monden in einem Prozesse
 verwickelt gewesen. Er hatte diesem schon vor
 Jahr und Tagen eine beträchtliche Summe vor-
 geschossen, worüber er eine Quittung erhielt, die
 verloren gegangen war. Der Wirth bestand dar-
 auf, er habe das Geld zurückbezahlt. „Seit-
 dem — fuhr Simon fort — muß ich wochentlich
 ein paarmal nach der Stadt gehen und unserm
 Sachwalter Geld bringen, und fragen, wie's
 stehe?" — Und das schon seit fünf Monaten? —
 fragte der Advocat — und du giengst deinem
 großen Schuldner vorbei? Wie heißt dein Sach-
 walter?" Simon nennt ihn. „Laß sehn, was
 ich thun kann" — sagte der dankbare Jüng-
 ling — und gieng sogleich zu seinem unbetriebsa-
 men Collegem. Hier erkundigte er sich aufs ge-
 naueste, kundschaftete einen zweyten Zeugen aus,

der dem Vertrage beygewohnt hatte, und indessen verreist war, und gewann mittelst dessen in wenigen Wochen den Proceß. Er eilt mit dem Urtheil selbst nach E*. „Lieber Gott, wie soll ich euch eure Mühe lohnen, guter Herr?“ — sagte der Vater. „Dieser hier hat sie mehr als belohnt“ — antwortete der Aedle — und küßte den guten Simon.

VIII.

Handwerksneid.

Lingsandt.

Starb je ein Mann bedauert und mit der Achtung aller die ihn kannten; so thats der am 28. Aug. dieses Jahrs verstorbene Stadtdirector Diederichs in Serford, ein Mann von Kopf und Herz, wie es wenige giebt, ein warmer Patriot. Seit ohngefähr 6 Monaten kränkelte er, zuletzt gab der Arzt Hoffnung, seine Freunde glaubten, was sie wünschten, und der Kranke natürlich am meisten, der zwar den Tod nicht fürchtete, aber doch für seine Familie noch gern gelebt hätte. Schon im May d. J. entwarf unser Diederichs einen sehr durchgedachten Plan zu einer Monatschrift für Westphalen; (Monatlich 4 Bogen,
bro

brochirt, 8. in einen farbigen Umschlag, Subscriptionspreis 2 Rthlr. grob Berliner Courant,)
 Im August, als die Hofnung, seines durchkom-
 mens am stärksten war, ließ er seinen Plan dru-
 cken und circuliren — und starb, da wir ihn
 alle außer Gefahr glaubten. Seine Monatschrift
 sollte folgende Rubriken enthalten: Landesherrl.
 Verordnungen im Auszuge; physische und mo-
 ralische Merkwürdigkeiten; Unglücksfälle aller
 Art, mit passender Anwendung; Selbstmorde;
 Standserhöhungen und Gnadenbezeugungen; Be-
 förderungen in allen Ständen; Verheurathungen
 und Sterbfälle distinguirter Personen; Verände-
 rungen in Ansehung der Besizer adelicher Güter,
 ansehnlicher Handlungen u. s. w. Preistabellen
 der nöthigsten Lebensbedürfnisse; Miscellaneen;
 Neuigkeiten aus dem benachbarten Auslande;
 ausführliche Beschreibungen besonderer Verfassun-
 gen, Gebräuche, Institute u. s. w. Unter andern
 bat er auch den Inhaber des Westphäl. Magazins,
 den Herrn Subcontractor M. Weddigen in Biele-
 feld um Beförderung und Bekanntmachung des
 Plans. Allgemein hatte der Plan gefallen; nach
 dem Tode des Verfassers wünschte man ihn noch
 ausgeführt, und daß es geschehen solle, ward
 öffentlich bekannt gemacht, und die Absicht guter
 Männer war, den etwaigen Vortheil der Familie
 des Vollendeten zuzuwenden. Nun rückt Herr
 Weddigen auch mit der Bekanntmachung des
 Plans

Plans im 8ten Hefte seines N. W. Magazins hervor, aber auf seine Art, mit verbissener aber merklicher Mißbilligung, möchte das Ding gern lächerlich machen — und die Schöne für sich haben, indem er sich großmüthig erbiethet, diejenigen Artikel des Diederichschen Plans, die sein Magazin nicht hat, auch aufzunehmen. Etwas merkwürdiges ist es: daß Herr Weddigen einen gesunden Körper zum Herausgeben fordert, da Rabener doch nur von gesunden Sängern spricht.

Indessen haben sich doch ein paar Freunde des sel. Diederichs gefunden, die beydes haben, und die Monatschrift wird wirklich herauskommen, (wenn das Publicum die Unternehmer unterstützt,) und zwar unter dem Titel:

Monatliche Nachrichten aus den Königlich Preuss. Westphälischen Provinzen. Herausgegeben von Schwager und Klee. Herford auf Kosten der verwittweten Frau Stadt-directorin Diederichs.

Dem Publico, das eine gute Sache gern befördert, bleibt nunmehr weiter nichts übrig, als sich in Herford bey der Expedition der Monatlichen Nachrichten u. zu melden, um Exemplare zu erhalten, und die Beförderer des Guten werden ersucht, ihre Beyträge unter dieser Adresse gütigst einzusenden. D. V.

IX.

Öeffentliche nachahmenswürdige Anstalt.

Zu besserer Kenntniss der Badenschen Länder hat die Regierung allen fähigen Geistlichen und Aerzten aufgetragen, natürliche Beobachtungen anzustellen, und zu mehrerer Ermunterung des Fleißes auf jede neue Entdeckung oder bessere Benützung brauchbaren Naturprodukte verhältnismäßige Belohnung gesetzt. Hiedurch sind bereits mehrere schätzbare Beschreibungen verschiedener Teile der Badenschen Länder ausgefertigt worden, die zum Teil noch ungedruckt bey der Regierung aufbewahrt werden. Auch sind auf diese Art ansehnliche Steinkohlenlager, Eisen, Kupfer, Kobald und Bleierzte entdeckt, wovon einige, verdienten, auf Silber bearbeitet zu werden, einige, wiewohl bis jetzt nicht sehr ergiebigen Salzquellen, feine und so gut feuerhaltende Tonarten, daß die daraus gefertigte Schmelztiegel mehrere Stunden hindurch das Bleiglas im Schmelzen aushalten, und die Retorten von diesen Erden kommen an Güte den Wedgwood'schen gleich. Ferner entdeckte man mehrer Arten Mineralquellen, bis gegen 80 Arten von Marmor, Jaspis, Achat und von andern feinen Steinen, die nicht bloß bei den fürstlichen

Gebäuden schon häufig benutzt worden, sondern wovon auch eine bedeutende Schleiferey die schönsten Vasen, Dosen u. s. w. liefert. Das hiesige Eisen ist durch die von der Regierung unterstützten geschickten Künstler, Gebrüder Schlaf zu so vorzüglichen Stahl gehärtet, daß ihre große Fabrik einen beträchtlichen Theil von Frankreich und Deutschland mit Wagenfedern versieht; Eben diese geschickte Männer arbeiten auch die besten Feuersprizen, mathematische und physikalische Instrumente, ja sie liefern selbst die Ramsdensche Theilungsmaschinen, eben wie Planetaria und andere sehr künstliche Maschinen. Die Unterthanen haben von den an mehreren Orten angelegten Obstschulen immer größere Nutzen; die Cultur der Seide ist so weit getrieben, daß man bloß in Carlsruhe in einem Jahr anderthalb Centner Seide gewonnen hat. Durch die Bemühungen des Herrn Major Bourdet ist das Eindringen und die Ueberschwemmung des Rheins und anderer kleinen Flüsse gehemmt, mehrer Canäle geführt und dadurch viele tausend Morgen ersoffener Ländereyen in Wiesen umgeschaffen. Das Hospital ist nicht nur durch die neuesten Ventilatoren noch besser gereinigt, sondern die Regierung hat eine eigene Anwendung der Dephlogistisirten Luft dabei angegeben, ein eigenes elektrisches Zimmer für die Kranken mit den ausgefechtesten Instrumenten versehen, hinzuge-

than,

than, wo insbesondere der verdienstvolle und gelehrte Hr Hofrath und Professor Böckmann die merkwürdigsten Versuche mit der Electricität an Kranken angestellt hat. Endlich hat die Regierung eine der wichtigsten Wohlthaten, so die Electricität den Menschen geliefert, nemlich die Wetterableiter allgemein gemacht; bloß in Carlsruhe sind 60 derselben errichtet, und selbst eines der fürstlichen Gebäude hat seine Erhaltung diesen Berrichtungen zu verdanken. Hr. Böckmann hat im Badenschen über 150 Wetterableiter errichtet. Um das physische Clima der Badenschen Länder genauer zu bestimmen, ist ein eigenes meteorologisches Institut unter der Direction dieses vortreflichen Mannes angeordnet, und mit den besten Instrumenten versehen worden.

X.

Sentenzen.

Alte und neue.

Unter allen Leidenschaften ist Eifersucht die unsinnigste. Denn sie sucht zu vereinigen, was sich einander gerade entgegengesetzt ist — Haß und Liebe.

* * *

Ein Tüchter ist ein Mensch, welcher uns für Narren hält, weil wir ihn nicht für einen Schelm halten.

* * *

Was ist der Mensch ausser seinem Hause? Weist nur das, was er in seinem Hause nicht ist.

* * *

Durch Kennntnis und Tugend nach Ehre ringen, ist schön. Aber nachher, wenn man sie erreicht hat, ist's schöner noch, sie zu verachten.

* * *

Die Ehre des Rechtschaffenen entspringt nicht aus den Würden sondern aus der Würdigkeit. Ohne Würdigkeit ist Ehre die bitterste Saire.

* * *

Die Tugend wird am meisten bewundert, wenn ihr Licht durch einen nahen Schatten gehoben wird. Wer bewundert nicht die sanfte Tochter einer Kantippe? den edlen Sohn eines fluchwürdigen Vaters?

* * *

Warum wird ein geiziger Thor so selten gebessert? Aus seinem Goldklumpen fließt Balsam für

für jede Stunde, die ihm die Geißel des Spöters oder die Zuchttruthe des Sittenlehrers schlug.

* * *

Eine Tugend, die immer bewacht seyn will, ist nicht der Schildwache werth.

* * *

Die Vernunft ist oft nur das Echo des Herzens. Gern glaubt man, was man wünscht, und diejenigen Gebote sind uns die wichtigsten, deren Erfüllung uns am leichtesten wird.

* * *

Niederträchtig ist der, der bei jedem Geschäft mehr auf den Verdienst, als auf das Verdienst sieht.

Die Tugend verliert, wie die Blume, ihren feinsten Liebreiz, Wohlgeruch, wenn sie der freien Luft zu sehr bloß gestellt wird.

* * *

Eine übereilte Schrift ist wie ein Mensch, der zu frühzeitig zur Welt kommt. Er stirbt als Kind.

* * *

Die Wissenschaft zu leben ist die Kunst, sich zu zwingen, ohne andere zu zwingen.

Den Narren macht oft das Glück zum Herrn;
aber er bleibt doch immer des Weisen Knecht.

Die Liebe ist die Mutter der Dichtkunst. Deso-
wegen bringt sie noch jetzt tausend eingebildete
Schmerzen, tausend poetische Klagen hervor.

Wer der Vernunft Leidenschaften entgegensezt,
hat leicht gewonnen Spiel: denn er spielt falsch.

Man thut, was man muß, und besser, was
man kann!

Das Salz kann nicht beißen, als wo es ohne
Wunden findet.

Ein affectirter Zweifler ist ein Wahnsüchtiger,
der die Ketten, die er sich selbst angelegt hat, für
das Geschmeide eines Monarchen hält.

Nachricht von Neujahrswünschen so auf das
Jahr 1792 mit auserlesene neue Versen verfer-
tiger worden und um beygesetzte Preisen zu ha-
ben sijn bey Franz Jakob Röder.

Untenbenannte Neujahrswünsche, sind auf al-
lerley Stände und Personen, auch Familien
Gegenstände Gönner, Freunde und Freundinnen,
auch auf charakterischen Personen eingerichtet
und neu verfertigt.

Welche in Comision zu haben sind.

- 1) Neujahrswünschen auf Bogen abgedruckt, mit
allerley roth und schwarze Einfassung der
Bogen zu 1 Gr. oder 3 sbr.
- 2) Strumpfbänder von Atlas sehr fein gemahlt
mit drauf stehende Versen 14 Gr. od. 42 sbr.
- 3) Allerley in Kupferstiche auch fein gemahlte
Wünsche, in allerley Jubensjonen mit einem
grünlich auf Atlas zu 2 Ggr. oder 6 sbr.
- 4) Allerley Wünschen auf fein Glanzpapier in
allerley Farben, das Stück 1 Ggr. od. 3 sbr.
- 5) dito Sorten kleine 6 Pfennige, oder 1½ sbr.
- 6) Ganz feine Bezier Rollen und Bouquets, mit
einem Wunsch auf Atlas zu 3 Gr. od. 15 sbr.
- 7) Ganz fein gemahlte, und geprägte Bigarette,
mit Seidenglanzpapier Wünschen zu 1 Ggr.
4 Pfennig oder 4 sbr.
- 8) Eine neue Art von seidene Bänder, ganz fein
gemahlt, oben mit einer medallionsche Ein-
fassung, worin die Titulatur geschrieben wer-
den kann, und besonders auserlesene Wünsche
enthalten, 6 Groschen oder 18 sbr.
- 9) Eben dieselben, statt seidenes Band auf fein
seiden Glanzpapier von allerley Farben, ge-
druckt auch fein gemahlt 2 Gr. od. 6 sbr.
- 10) Fein gemahlte Tüchern, zum Gebrauch für
Frauenzimmer, mit Neujahrswünschen, an
Freundinnen und Verwandtinnen zu 1 Rthlr.
26 Gr. auch 1 Rthlr. 12 Gr. und 1 Rthr. 8 G.
- 11) Eine große Sorte, ganz fein gem. Wünschen,
mit einem atlatischen Wunsch zu 4 Gr. od. 12 sbr.

- 22) Fein gemahlte und in Kupfer gestochene Wünsche allerley neuartige Ideen und Desseins, mittlerer Größe, 3 Gr. oder 9 Sbr.
- 23) Kleine fein gemahlte und geprägte mit allerley Desseins, als Vasen, Urnen, Medaillon, Blumenkörbchen, Comoden ic. mit atlasenen Wünschen zu 2 Gr. oder 6 Sbr.
- 24) Ganz feine italienische Blumen- auch Blumensträuße mit Neujahrswünschen, verholet angebracht zu 1 Nthlr. auch 16 und 12 Gr.
- 25) Allerley Sorten und neue Erfindungen von Wünschen zu 1 Gr. oder 3 Sbr.
- 26) Englische Coate. Länge mit Couren und Bignetten in Wand gesetzt, mit Wünschen zu 2 Gr. oder 6 Sbr.
- 27) Illuminirte musikalische Wünsche in Klaviermusik gesetzt, mit schönen Zeichnungen zu 4 Gr. oder 12 Sbr.
- 28) Potpourri Rüssen, von Atlas, ganz fein gemahlt und gestickt mit Wünschen zu 2 Gr. oder 6 Sbr.
- 29) Blumenkörbchen mit italienische Blumen und Vasen 2 8 Gr. oder 24 Sbr.
- 30) Eine neue Erfindung von Neujahrswünschen ganz von Atlas, mit Kransen eingefasst und darauf feine Malerey zu 8 Gr. oder 24 Sbr.
- 31) Seidene Scharfendänder mit extra feiner Malerey, mit und ohne Wunsch, zu 1 1/2 bis zu 2 Nthlr.
- 32) Neue mode Scherpen, mit geprägte atlasene Medaillon, ganz neu, dem neuen Geschmack, zu 2 bis 3 Nthlr.
- 33) Feine geprägte und gemahlte Wisitte Kartenspiel zu Silhouette Einfassungen und Bütz Couverts zu verschiedene Preisen.

Durch welchen besonders Neujahr- und Geburtstags Wünschen nach allerley Art und Erfindungen, auf ein sehr angenehme, besonders abgedruckt sind versehen, so wie es ein jeder gerne haben will.



